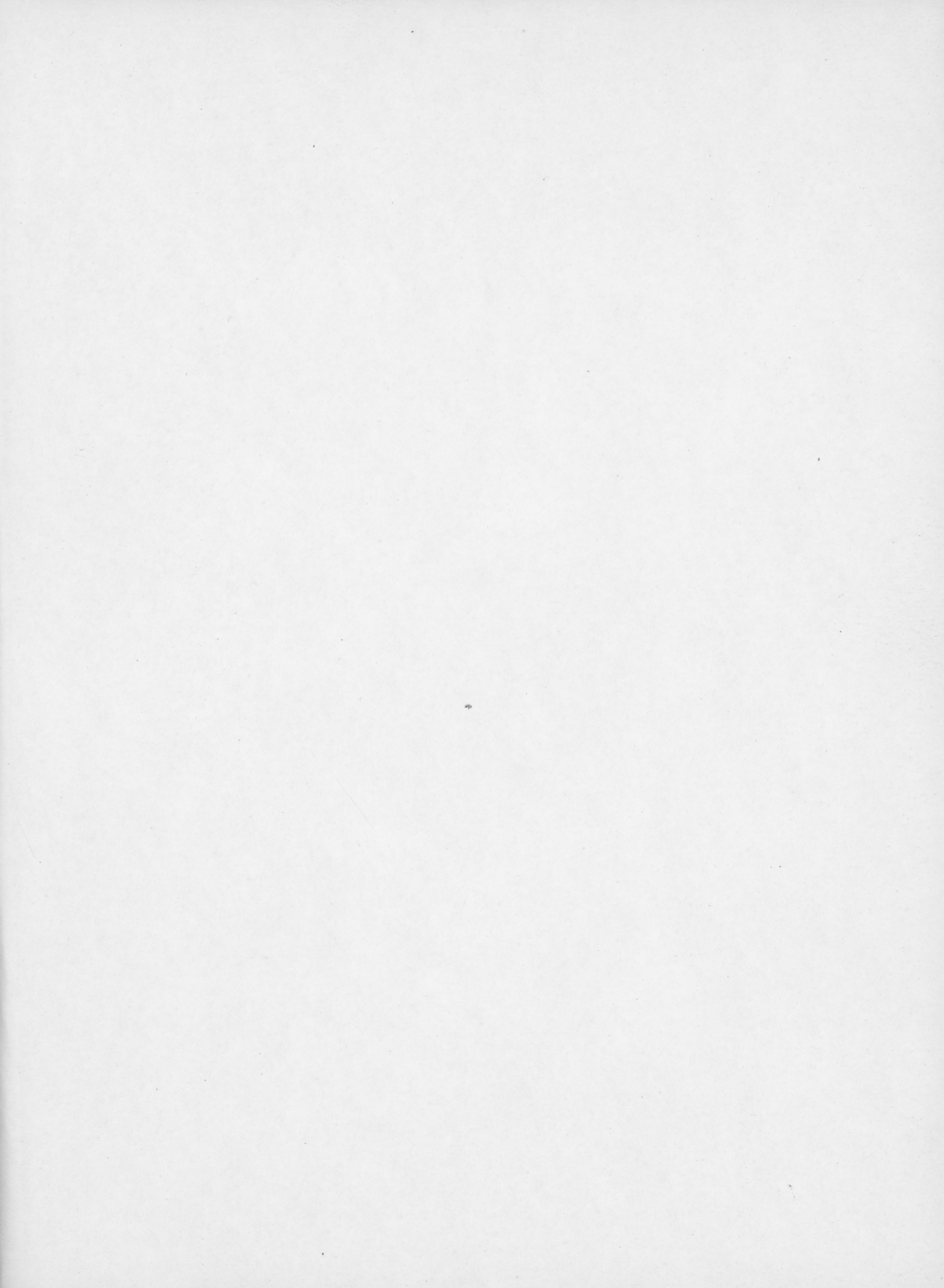
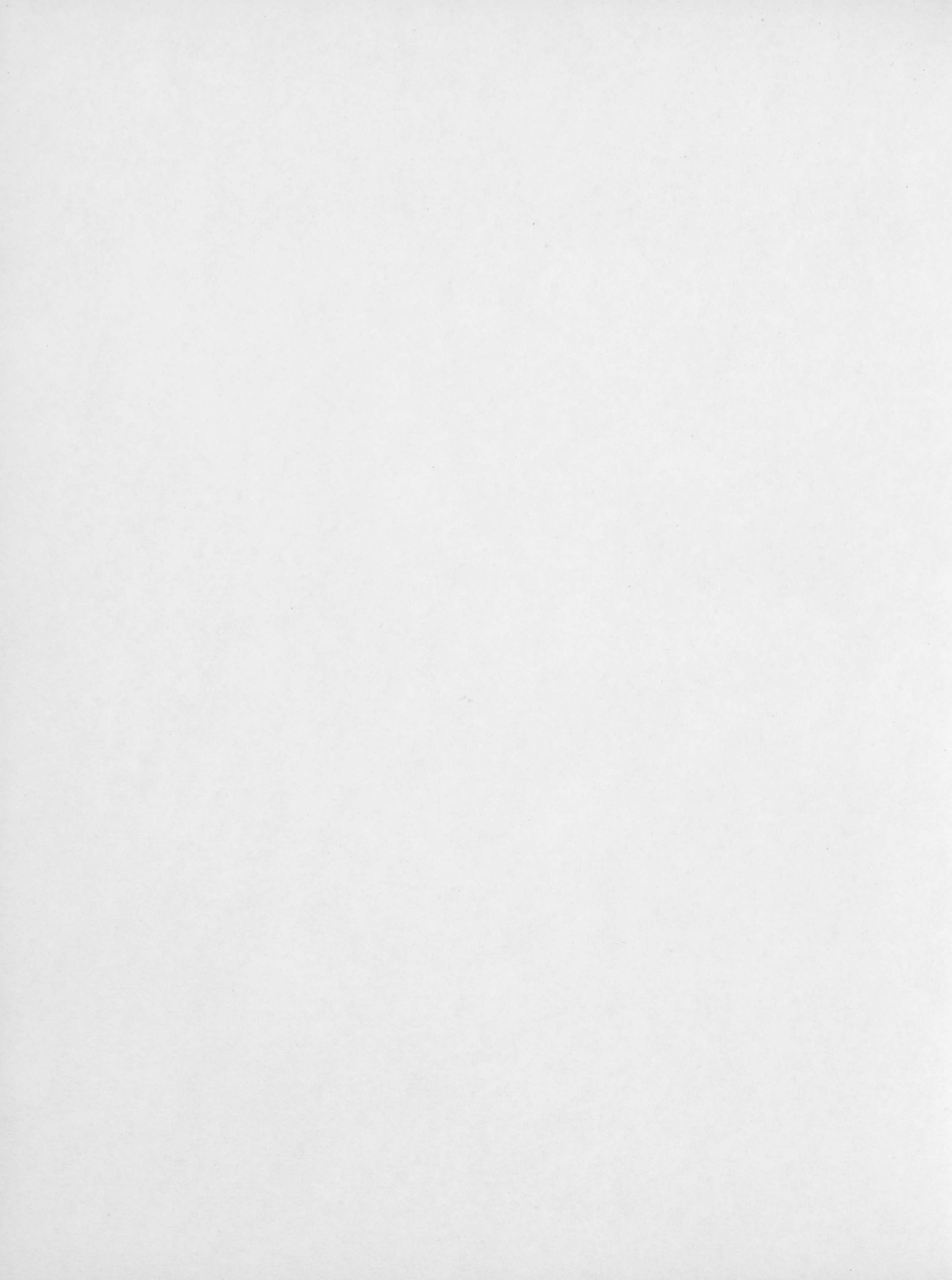
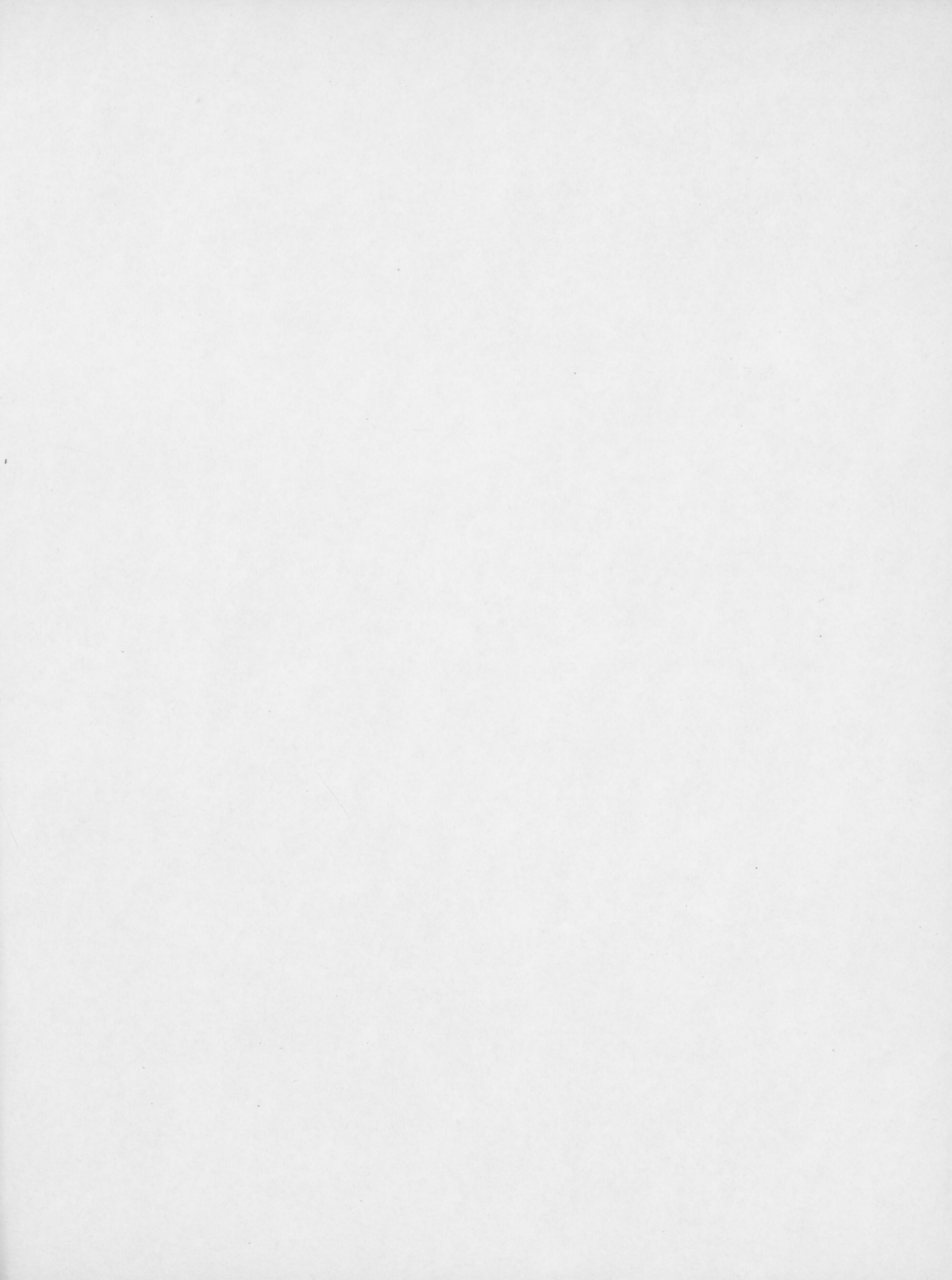
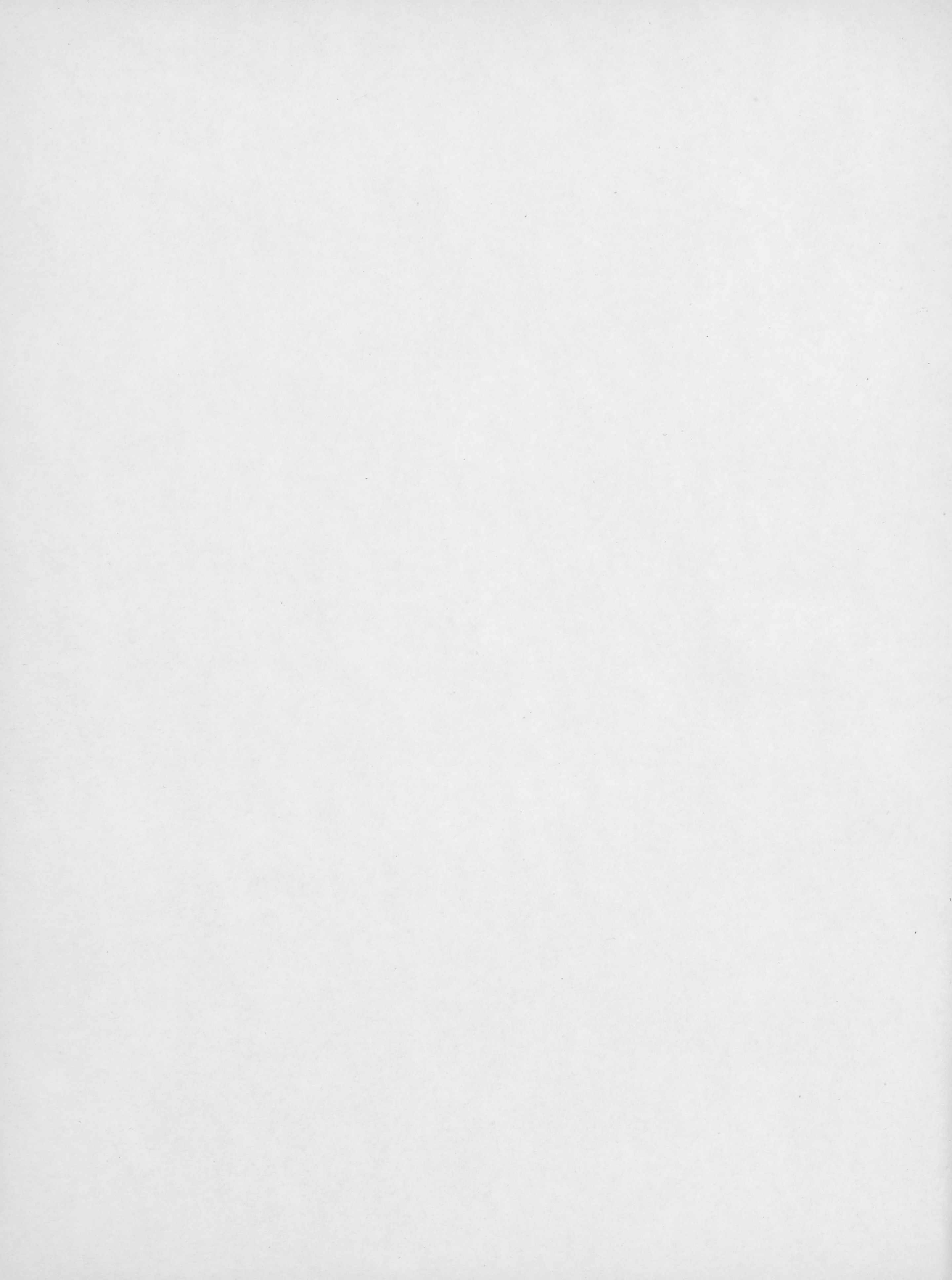












DER MARIENBOTE

Oktober 1960



Jungfrau und Mutter,
deines Sohnes Tochter!
Magd, hocherhoben
über alle Schöpfung.
Ewiger Ratschluß
setzte fest zum Ziel dich.
Menschliches Wesen
hast du so geadelt,
daß selbst der Schöpfer
sein Geschöpf wollt werden.
In deinem Schoße
neu erglomm die Liebe,
durch deren Wärme
hier im ew'gen Frieden
sich diese Rose
hat zur Blüt' enfaltet.
Hier für uns bist du
hell der Liebe Leuchten,
unten auf Erden
jeder Hoffnung Springquell.
Frau, wie so groß du
und so reich an Macht bist!
Wer immer Heil will
und zu dir nicht flüchtet,
der will — o Torheit —
ohne Flügel fliegen!
Nicht nur auf Bitten
deine große Milde
Hilfe gewähret,
auch aus freiem Triebe
oftmals sie eilet
unserm Flehn entgegen.
Du bist barmherzig,
bist ganz voll des Mitleids.
Du bist so herrlich!
Ja, in dir vereint sich,
was in Geschaff'nem
sich an Güte findet!

Gebet des heiligen Bernhard

Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie Mit kirchlicher Genehmigung herausgegeben von den Oblaten Patres zu Battleford. Preis: $2.00 jährlich. Adresse: The Marian Press, Box 249, Battleford, Sask., Canada.

A monthly magazine for the Catholic family. Published with ecclesiastical approval by the Oblate Fathers at The Marian Press, Box 249, Battleford, Sask., Canada. Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail. Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

29. Jahrgang Oktober 1960, Battleford, Sask. No. 1

Dies und Das

Oktober Früher ging alles aufs Wort. Heute ist alles auf Papier. Kaufte man sich Land, Haus oder Ross, wurde zwar lange gehandelt, doch wenn der Preis einmal festgesetzt war, dann blieb er. Man schlug sich kräftig die Hand, und die Sache war erledigt. Kein geschriebener Kontrakt, kein Zeuge war nötig. Der Handschlag war Ausdruck von Manneswort und Mannesehre. Geld war immer schon teuer, genau so wie heute. Teurer noch als Geld war damals aber doch des Mannes Ansehen. Gab er sein Wort, dann blieb es dabei. Auch wenn es Geldverlust bedeuten sollte.

Heute geht alles aufs Papier. Papier ist leicht zerreißbar. Genau wie heute Ehre und Treue zum eigenen Wort leicht zerreißbare Güter sind. Man traut grundsätzlich selbst dem eigenen Bruder nicht mehr. Darum wird alles auf Papier geschrieben, vor Zeugen wenn möglich, alles wird eigenhändig unterschrieben, und dann in dicke Stahlschränke gelegt. Unsere Amtsstuben und Büros sind voll von diesen Schränken, und alles ist vollgeladen mit Akten. Stahl, Zeugen, Siegel, Stempel und Gesetze wachen über des Menschen Wort, damit es nicht gebrochen werde. Groß ist der Mann, dem es heilig ist mit seinem Wort. Groß ist der Mann, der Achtung vor jenen Gesetzen hat, die höher sind als die Regeln der Selbstsucht, die immer nur auf eigenen Vorteil ausgehen. Auf Vorteil in Geldgeschichten, wo Selbstachtung und Ehre nichts mehr gelten, keinen Pfennig mehr wert sind.

Wir sind nun wieder im Monat Oktober. Vor Jahren versprach fast jeder Katholik Canadas, jeden Tag mit seiner Familie zu Hause den Rosenkranz zu beten, und während des Rosenkranzes über die Geheimnisse des Glaubens nachzudenken. Wie steht es nun mit diesem Versprechen? Haben wir es treu gehalten? Nichts bindet uns, niemand zwingt uns, den Rosenkranz nun auch täglich mit Frau und Kindern zu beten. Wir sind ganz frei, es zu tun oder nicht zu tun. Darum tun wir es meistens nicht. Doch, da ist unser Wort, das wir dem Herrgott gegeben haben. War es ein Manneswort, dann werden wir es auch halten. Haben wir kein Manneswort mehr zu geben, weil Mannesehre und Selbstachtung uns verloren gegangen sind, dann, selbstverständlich, wird es auch ohne den täglichen Rosenkranz gehen.

Da nun der Oktober, der Rosenkranzmonat, wieder einmal begonnen hat, sollten wir uns die ganze Sache einmal gut überlegen. Hier geht es um weit wichtigere Dinge als nur um ein "Rosenkranzbeten". Hier geht es, wie wir gerade sagten, erstens einmal um die Treue zum eigenem Wort, zum Versprechen, das man gegeben hat.

Hier geht es darum, der christlichen Familie auch den christlichen Geist zu erhalten. Als Christ muß ich christlich beten. Sonst ist

ja doch mein Christentum tot. Als christliche Familie muß man auch als Familiengemeinschaft und in der Familiengemeinschaft beten, Vater und Mutter und Kinder zusammen, gemeinschaftlich. Sonst bliebe unsere Familie ja kaum noch etwas, das anders ist als in anderen Familien: Das echt Christliche. “Die Familie, die gemeinsam betet, bleibt auch christlich zusammen”, heißt ein altes Schlagwort des Familien-Rosenkranz-Kreuzzuges. Uns Katholiken geht es ja nicht nur darum, daß die Familie, dieser innigste Kreis der Liebe und der Opfer füreinander, zusammenbleibe, uns handelt es sich darum, daß die Familie c h r i s t l i c h zusammenbleibe. Daß sich alle in Christus lieben, um Christi willen das vierte Gebot halten und einander helfend und opfernd zugetan bleiben bis ins höchste Alter.

Warum liebt man sich, solange die Kinder klein sind? Und warum kennt man in vielen Fällen weder den Vater noch die alte, kranke Mutter, weder Bruder noch Schwester, wenn man einmal “aus dem Hause” ist? Wenn man seine eigene Familie hat? Was da vielerorts geschieht, wenn die Familie nicht mehr besteht, weil Söhne und Töchter nun ihre eigenen Familien haben, ist erschreckend. Das vierte Gebot besteht nicht mehr, und wo Liebe Bruder und Schwester binden sollte, Liebe und Bereitschaft auszuhelfen, wo Hilfe nötig ist, sehen wir Haß, Neid, gerichtliche Prozesse, Lüge, Betrug und Teufelei. So muß es aber kommen, wo das Christliche in der Jugend nicht gewesen war. “Die christlich betende Familie bleibt christlich zusammen.” Wo man nie in Christus zusammen gewesen war, wird man auch nie um Christi Liebe willen zusammenhalten. Man bleibt zusammen, so lange man einander braucht, nachher geht man seine eigenen Wege, die oft gnadenlos dem Blutsverwandten gegenüber sein können. Wo die Liebe nie echt war, ist sie bald dahin. Der Liebe Echtheit ist nur dort zu finden, wo sie in Christus und um Christi willen gesucht wird.

Echt kann die Liebe in Christus und wegen Christus werden, wenn man diese Liebe oft in seinen Gedanken trägt. Der Mensch ist furchtbar vergeßlich, wenn immer es sich um andere Personen handelt. Wenn es um uns selbst geht und um unseren eigenen Vorteil, sind wir mit äußerst scharfem und gutem Gedächtnis begabt.

Weil wir so leicht vergessen und so oft, haben wir das Rosenkranzgebet. Während wir beten, sollen wir denken. Wir sollen uns die Geheimnisse der Rosenkranzgesetze überlegend durch den Kopf gehen lassen. Diese Geheimnisse der Rosenkranzgesetze sind Glaubenssätze. Sie umfassen die wichtigsten Glaubenssätze der Erlösung. Sie erinnern uns an Christi Menschwerdung — damit wir menschlicher werden. Sie erinnern uns an Christi Kreuzesopfer — damit wir uns unsere christlichen Pflichten der Bekämpfung aller Selbstsucht in eigener Brust und der Bereitschaft des Opferns für Gott und für andere erinnern. Und es sprechen die Rosenkranzgesetze zu uns von der Ewigkeit, die vor uns liegt. Wo Christus zur Rechten des Vaters sitzt, um einstens zu richten seine Menschen. Wo Maria Seine Mutter mit höchster Krone geschmückt Ihm zur Seite ist und uns zur Hilfe. Maria, das große Zeichen der Dreifaltigkeit, ein Zeichen uns Menschen gegeben, daß auch wir zu anderem Leben berufen sind — wenn wir jetzt schon uns die Mühe machen, um Christi willen zu tun, was Maria getan. Maria, die den Satan durch heiligste Hingabe und Treue an Gott bezwungen hat. Maria, die gar wohl verstand: Wenn es einen Gott gibt, einen Gott noch dazu, der sich meiner in Liebe annimmt, in der Liebe bis zum Tode am Kreuze, dann muß ich mich mit diesem Gott befassen. Dann muß ich betend mit Ihm reden. Und da ich erschaffen bin nach Seinem Bilde, nach dem Bilde Seiner Heiligkeit, muß ich auch Ihm ähnlich bleiben. Dann darf ich nicht erlauben, daß mein Lügen, Betrügen und alles Schlechtsein mich zum Bilde Satans mache. Gott ist die Reinheit aller Reinheit. Rein muß darum auch in mir alles sein: Das Lieben, das Denken, das Handeln und Wandeln. Rein muß es sein von allem Bösen und strahlend herrlich in der Tugend Jesu Christi.

Das sind so die allerwichtigsten Gründe, warum wir das Rosenkranzgebet pflegen. Das Beten des Rosenkranzes allein ist nicht genug. Man kann Gebete auch “herunterleiern”. Das wissen wir alle nur viel zu gut. Das Gebet pflegen, wie man einen lieben Kranken pflegt, wie man seinen Garten umhegt, wie man sich um Sachen müht, die einem warm am Herzen liegen. So soll und so muß man sich um das Rosenkranzgebet in der Familie sorgen, damit es fromm gebetet wird, damit es religiöse Innerlichkeit und Innigkeit in allen Herzen baut. Durch unser Beten sollen wir auch — das Beten erlernen. Wir kennen doch den Grundsatz: Vom Unvollkommenen zur Vollkommenheit, vom Ungelernten zum Meister, von Unerfahrenheit zur Selbständigkeit.

Greifen wir nun wieder zum heiligen Rosenkranz. Es hat noch niemand bereut, dem Rosenkranz treu geblieben zu sein. Es hat noch keiner

Der eine Tisch der einen grossen Voelkerfamilie

Von Wilhelm Esser O.M.I.

"Wollen Sie etwa mit den Kerzenlichtern zur Feier auf die Festwiese?" Es klang etwas Wehmütig-Mitleidiges aus dieser Frage, die sich an eine Gruppe junger Kongreßteilnehmer richtete. Sie drängte sich gerade unter strömendem Regen in die Straßenbahn. Es wirkte fast wie eine Ironie: die Wachslichter mit ihrer schon etwas zerknitterten Hülle und dazu die triefenden Regenumhänge und Anoraks. Doch die jungen Leute waren nicht verlegen um die Antwort: "Bei schönem Wetter kann jeder feiern. Und übrigens, Sie werden sehen, heute abend wird es aufhören mit dem nassen Wetter, und wir werden unsere Lichter anzünden. Schauen Sie, da drüben drängt sich die Abendsonne durch die Regenwolken."

Der Frager war keineswegs überzeugt, er lächelte nur etwas müde und schwieg. Vielleicht hatte er keinen Glauben mehr, oder er gehörte zu denen, die innerlich ein wenig mit Gott haderten, weil ausgerechnet diese Woche des so sorgsam vorbereiteten Eucharistischen Kongresses so ins Wasser fiel. Die Menschen waren von so weit hergekommen, jahrelang liefen schon die Vorbereitungen. Wieviel Mühe, wie viele Opfer, wie viele Ersparnisse hatten gerade kleine Leute darangesetzt, um die Tage von München in der Freude ihres gläubigen Herzens mitzuerleben und auszukosten. Und nun fast täglich: Regenschauer, Hagel, Gewitter! Wie viele Menschen waren in Zelten untergebracht, wie viele mochten davon bereits krank geworden sein.

Eigentümlich, nach eigenem Erfragen fand man solches Denken kaum bei denen, die am stärksten vom Unwetter betroffen waren. Sie hatten gläubigen Optimismus und Humor. So auch die Gruppe junger Menschen, die da mitten im Regen mit ihren Kerzen zur Feier des Lichtes zogen. Es wurde wirklich zum Tag des Lichtes und "Fest der Verklärung des Herrn" eine erhebende Feier im byzantinischen Ritus ohne Regen und zugleich der Übergang und die Einleitung zum lichtvollen Schlußtag.

Gewiß, am Tag zuvor war ein Unwetter unter Donner und Blitz losgebrochen, gerade als die Leute zur Kreuzfeier versammelt waren. Der Prediger des Kreuzgeheimnisses hatte seine liebe Not trotz Lautsprecheranlage, sich der mächtigen Donnerschläge zu erwehren und verstanden zu werden. Doch die jungen Leute fanden gerade diese Feier entsprechend. Wenn schon der Gedanke an den Karfreitag im Mittelpunkt stehen sollte: das Leid, das Sterben, der Tod, die Not des sterbenden Gottmenschen und das Geheimnis des gerechten und richtenden und unbegreiflichen Gottes, warum sollte nicht die Natur, ähnlich wie am Sinai und wie auf Golgatha, auch hier mit dabeisein, zum Zeichen, daß er der Herr ist? Gott allein vermag Trauer und Leid in Freude zu verwandeln. So sagte der Prediger. Das Kreuz aber ist nicht ohne Hoffnung, es ist nicht Scheitern Gottes an der sündigen Kreatur, nicht Untergehen in der Sündflut, sondern Durchgang durch das Rote Meer, Durchgang in das Licht. Und wenn die Kirche in der Feier der Eucharistie den Tod des Herrn verkündet, so verkündet sie auch den Durchgang in ein neues Leben und ein neues Licht. Dieses Licht des Herrn, das als Erhellung allen menschlichen Daseins "für das Leben dieser unserer Welt" von der Eucharistie ausgeht, schien in München in neuer Kraft aufzustrahlen.

Unter strahlender Sonne wurde der Kongreß eröffnet von Kardinal Wendel. Vor der geschichtsträchtigen Kulisse der Feldherrnhalle standen die Gläubigen bis weit in die prächtig geschmückte Ludwigstraße hin-

---

dadurch Schaden gelitten, daß er immer wieder suchte, dieses Gebet zu p f l e g e n, damit es ihm und seiner Familie geistig ins Herz und in die Seele wachse, und aus der Seele hinauf wo Gott ist, der Drei-Eine. Das Umgekehrte ist aber immer wahr. So mancher sieht es ein, entweder eher oder später, daß er viel verloren habe, sehr viel, seitdem er aufgegeben hat, zu beten.

Wem das Beten nicht mehr ganz geläufig ist, möge nur wieder anfangen. Der Rosenkranz ist ja doch ein Beten zu Christus mit der Hilfe Mariens. Sie, die Zuflucht der Sünder, das Heil der Kranken an Herz und Religion, wird helfen. Sie ist ja die Mutter, die sich unserer annimmt, mächtige Fürsprache haltend für uns bei Christus ihrem ewigen Sohn.

– Der Schriftleiter

ein. Zwischen den bayrischen Löwen sprach der Kardinal, zu seiner Rechten die alte, aber nun neugeschaffene Residenz, in deren Räumen der Kardinallegat wohnen sollte, zu seiner Linken, in der Sonne leuchtend, die Fassade der Theatinerhofkirche. Die Geschichte des Landes schien mitzusprechen bei der Ansprache des Oberhirten — nicht nur die vergangene Königszeit, sondern auch jüngere Ereignisse —, als er Christus den Herrn als Leben der Welt und ihrer Geschicke am Bild der Heilsgeschichte darstellte, auf deren Gipfel Christus sich in den Tod für das Leben dieser Welt gab.



Der Nachmittag des Eröffnungstages sieht noch mehr Menschen als am Vormittag im Herzen der Stadt. Auf dem Marienplatz trifft der Päpstliche Legat zur Begrüßung ein. Das Überraschende: man kennt die Münchener kaum wieder; sie sind mit Beifall und ehrlichem Jubel dabei. Was bei keinem Faschingszug gelingt, die Menschen in Stimmung zu bringen, hier geschieht es spontan. Es ist ein herzlicher, stürmischer Beifall, der da aufbricht und auch immer wieder die Ansprache des Legaten unterbricht. Die Hälse recken sich aus den Fenstern der hohen Häuser. Und so wie sich der Dominikaner am Odeonsplatz bei der morgendlichen Meßfeier auf dem Dach zwischen den Wasserspeiern einen Platz gesucht hatte, um besser sehen zu können, so sind hier die Dächer reihenweise und dicht gedrängt besetzt. Die aber drunten stehen, suchen recht und schlecht etwas zu erhaschen, was sich um und auf der Empfangstribüne tut. Die Mädchen und Frauen sind dabei im Vorteil. Im hochgehaltenen Taschenspiegel suchen sie das Geschehen einzufangen, wenn der Kopf nicht so hoch hinaus kann. Aber es ist schon so, durch die hörenden und singenden Menschen hindurch schwingt eine echte Begeisterung. Waren die Münchener die Hauptträger oder waren es die Besucher, die in die gastliche Stadt gekommen waren.

Jedenfalls sind die kommenden Tage bestimmt von dem Zusammenkommen der großen Völkerfamilie der katholischen Christenheit. Und es ist beglükkend, etwas vom Schönsten, was diese Tage bringen: Im Glauben an das Geheimnis der Eucharistie können die Völker zusammenfinden, können eine Einheit werden in Verstehen und Liebe. Und mag auch zunächst das andere Auge falle, das Trenende, oder besser gesagt, das sie Unterscheidende. Das Frohmachende ist die Einheit in der Vielfalt. Ob man sich im Auditorium maximum der Universität trifft und in einer langen Reihe von Vorträgen über das Thema “Der Kult und der heutige Mensch” Gelehrte aller Rassen und aus allen Weltteilen zu Wort kommen läßt, ob Bischöfe jeder Hautfarbe in den Pfarrkirchen jungen Diakonen die Hände auflegen und sie als Priester zum Altar führen, der Glaube verbindet alle. Ob Bischöfe aus verschiedenen Ländern Laien zur Agape bedienen, ob Ordensgemeinschaften ihre Kongreßbesucher, die wegen Platzmangels im eigenen Kloster bei guten Leuten zu Gast verstreut sind, herbeiholen und mit ihrem Ordensgeneral Agape feiern, wie es die Oblaten taten, ob Mädchen der Südsee oder aus Formosa in herrlich-bunten Seidengewändern kultische Tänze zu Ehren der Eucharistie aufführen oder bayrische Trachtlerinnen ihre Gaben zum Altar brin-

gen mit jenen aus verschiedenen Teilen der Welt, immer ist die verbindende Liebe das Herzstück ihres Tuns. Und wie kommt diese alle Völker verbindende Einheit so eindringlich zum Ausdruck, als bei der Eröffnung der großen Abendveranstaltungen auf der Festwiese in 14 verschiedenen Sprachen das gleiche Gebet gesprochen wird vor Christus dem Herrn im Geheimnis der Eucharistie, als sieben mächtige Wachskerzen in der großen Schlußfeier aus allen Teilen unserer Erde an den Altar gebracht wurden! Wer aber könnte aufzählen, wieviel dienende Liebe und Freundlichkeit, wie viele Dienste der Nächstenliebe getan wurden im Geiste jener Fußwaschung, welche die hohen kirchlichen Würdenträger in der Nachahmung des Herrn vornahmen!

Nie ging es diesem Kongreß, der Menschen, gläubige Menschen aus aller Welt zusammenbrachte, nur um eine Theorie; es ging um eine Begegnung, es ging um den Vorstoß in das heutige Leben, es ging um die Überwindung der Angst, die irgendwie alle Menschen gepackt hat, um die Überwindung aller Not aus der Kraft des hl. Brotes und im gemeinsamen Bekenntnis zur Eucharistie.

Mit missionarischer Wucht drängte immer wieder ein Anliegen in den Vordergrund. Es war jenes, das die Jugend in einem großen Transparent auf der Altarinsel angebracht hatte: Ut omnes sint unum! — Daß alle eins seien! Weit war das Zeltdach über dieser hochragenden Altarinsel nach allen Seiten hin geöffnet wie eine Einladung zur großen Tischgemeinschaft. Von allen Seiten trugen die Priester die Hostienkörbe hinauf zum Altar. Und bei der Feier am Schlußsonntag waren es über eine Million Gläubige, die den Altar umstanden, und fast 300 000, welche die hl. Kommunion empfingen.

Nie hat sich wohl bisher in der Geschichte jene Tischgemeinschaft, die der Herr im Abendmahlssaal begründet hat mit seinen zwölf Aposteln, in solcher Weise in einer einzigen Feier ausgefaltet wie hier in München. Und es wird in den meisten wohl nicht nur von den äußeren Dingen her, von der Gestaltung der Feier, dem farbenprächtigen Aufzug, an dem fast die Hälfte aller Kardinäle aus der ganzen Welt und eine schier unabsehbare Reihe von Bischöfen und Prälaten teilnahmen, ein unvergeßliches Erlebnis bleiben. Nicht nur der wohl schönste Festplatz der Welt mit seiner einmaligen Silhouette, die bei abendlicher Beleuchtung wie bei Tageslicht einen einzigartigen Reiz hat, wird in der Erinnerung haftenbleiben, sondern die Innigkeit, mit der hier gebetet wurde, und wie in dem Gebet und der Mahlfeier die "Statio orbis" ruft nach den vielen. Der Glaube an den einen Gott und den einen Erlöser, der Glaube an seine Liebe, die alle miteinander zu verbinden vermag im Zeichen der Tischgemeinschaft, wird das frohe Bewußtsein begründet oder gefestigt haben: Christus ist wirklich der Weg, der einzige Weg, der Weg zur Einheit für das Leben der Welt. –

Eucharistischer Segen

Herunter
neigt sich die goldene Lade,
im stummen Brote die Liebe der Welt.
Erdwärts wie einst zu Nächten der Gnade
unter uns bauend das rettende Zelt.
Hinauf
nun wieder zum Himmel gehoben
trägt es mit sich die irdische Not,
zwingend die Güte des Vaters dort oben,
sühnendes Opfer im Scheine von Brot.
Hinüber
zur Linken das Auge sich wendet
verklärter Gottheit, wissend und licht.
Wehe der Schuld, die so einst geblendet
taumelnd erschrickt im letzten Gericht!
Herüber
gleitet der Strahl des Erbarmens
aus lauterem Spiegel: Noch ist es Zeit!
Funke der Hoffnung in Grüfte des Harmens.
Schweigende Frage: Bist du bereit?
Im Kreuze
vollendet sich göttlicher Segen.
Siegel der Liebe aus Fleisch und aus Blut
leuchtet aus güldenem Hause entgegen.
Danket dem Herrn; denn er ist gut!

Fritz Morgenschweis

Besinnung

Der Tag ist lang und doch so kurz die Zeit des Lebens.
Sei nur nicht bang,
es sind selbst die Sekunden nicht vergebens.
Der hohe Herr hält seine Hand wohl über Raum und Zeit
und jeder Schritt ist Plan in seiner Ewigkeit.

U. Laufer

Die Agape eines Landpfarrers

Von Hans Neuberger

Der während des letzten Eucharistischen Kongresses wieder aufgelebte Brauch des altchristlichen Liebesmahles, Agape genannt, ließ mich abermals an ein paar ergreifende Erlebnisse zurückdenken, die noch in die Zeit meiner Studentenjahre, also vor länger als dreißig Jahren, fielen.

Ich verbrachte damals meine Semesterferien bei einem deutschen Landpfarrer, dessen Gemeinde aus schlichten Bergbauern, rußgeschwärzten Kumpeln unweit gelegener Kohlengruben und aus jungen Weberinnen bestand, deren Mütter zum Teil noch ihr karges Leben am eigenen Webstuhl dahinfristeten.

In jenes Gebirgsdorf hatte der Bischof einen Pfarrer als Seelsorger bestellt, der aus einem vornehmen Fabrikantenhaushalt stammte. Wenn ich jedoch glaubte, dort einen geistlichen Herrn anzutreffen, der einen gewissen Lebensstil, wie er eben einmal in begüterten Häusern üblich war, auch in sein stilles Pfarrhaus übertragen hatte, so war ich bald gründlich eines anderen belehrt.

Wohl atmete sein Pfarrhaus die Wärme einer gemütlichen Behaglichkeit, wie wir sie gelegentlich bei alten Erzählern geruhsamer Dorfgeschichten nachlesen können, indes, es herrschte in Wirklichkeit schon so eine zeitnahe Atmosphäre um seine Person, die wir heute als ein besonders gutes "soziales Klima" schlagwortmäßig bezeichnen würden.

Ausdruck dieser äußeren Behaglichkeit war jeden Morgen das Frühstück nach der heiligen Messe. Der Pfarrer nahm es mit seiner Schwester und mir in einem gemütlichen Raum ein, wie ihn nur Frauenhände mit dem ganzen hausfraulichen Sinn für häusliche Geborgenheit herrichten können. Der Frühstückstisch selbst aber war ein kleines Kunstwerk von Heimkultur. Blütenweiß die zierliche Tischdecke, ausgesucht das kleine Kaffeeservice, immer ein paar frische Blumen auf dem Tisch und die aufgetragenen Speisen nicht gerade üppig, aber wieder ausgewählt nach gutem Gescmack und ebenso guter Bekömmlichkeit. Mit einem Wort: es war ein so beglückend ästhetischer Anblick, daß man sich an diesem behaglichen Bilde nicht sattsehen konnte.

Aber diese Atmosphäre letzter friedlicher Gemeinsamkeit von drei Menschen im kleinsten Kreis hielt nicht lange an. Draußen zog jemand die Hausglocke, und schon war eine Gestalt mehr in dem stillen Raum.

Jedoch, der geistliche Herr fühlte sich während seines ruhigen Frühstücks gar nicht gestört. Nur seine Schwester machte plötzlich ein verdrießliches Gesicht, denn der unvorhergesehene Gast, der nach einer bestimmenden Geste des Pfarrers an seine Schwester ein Gedeck vor sich hingestellt erhielt, sah wie ein dunkler Schatten in dem von der Morgensonne so freundlich erhellten Eßzimme raus. Er war ein Kumpel, der soeben erst von der Nachtschicht heimgekehrt war. Obwohl er nach seiner Ausfahrt aus dem dunklen Schacht freilich schon unter der Grubenbrause gestanden hatte, war er doch keineswegs die freundlich saubere Erscheinung, wie man sie sich für gewöhnlich an einem so gepflegten Frühstückstisch vorstellt. In seinen Augen schimmerte noch der Kohlenstaub zwischen den müden Lidern, sein Rock war verdreckt ,und selbst die Hände zeigten noch immer eine verdächtige Schwärze, so daß die besorgte Pfarrschwester mit Recht um ihre blütenweiße Kaffeedecke fürchtete.

Nur mit Abstand setzte sich der Kumpel an den appetitlichen Tisch, und mit Vergnügen bemerkt ich, wie sehr bald schon die kleinen Henkel des zierlichen Porzellans ein paar schwarz Rußflecken zeigten. Auch der gütige Pfarrer stellte es mit einem wohlwollenden Lächeln fest, und da er bemerkte, wie sein Gast nur zaghaft nach einem Brötchen oder eine Scheibe Brot griff, machte er diesem ein Brot selbst zurecht und bewirtete ihn höchst persönlich wie einen lange nicht mehr gesehenen Gastfreund. Es kam aber auch noch hinzu, daß er dem reichlich müden Kumpel jede zusätzliche Anstrengung abnehmen wollte, und es war so ein rührendes Bild der Begegnung von zwei Menschen ganz anderer Herkunft und anderer Bildung, wie ich es selten gesehen habe. Langsam aber verlor der Gast seine begreiflichen Hemmungen, und bald sprach ein Seelsorger mit einem ihm anvertrauten Menschen so verständnisinnig über alles das, was jener auf dem Herzen hatte, daß sich die gemütliche Stätte eines Frühstückzimmers fast in ein Stück Kirchenraum verwandelte.

Fast täglich wurde ich während jener Semesterferien Zeuge solcher stillen Begegnungen, die mich bald an das Sprechzimmer eines Arztes, bald an den stillen Beichtstuhl erinnerten. Und immer wieder waren es neue Gesichter: das bekümmerte eines jungen Webermädchens, das noch vor seiner Abfahrt in die Fabrik mit seinem Pfarrer etwas zu besprechen hatte, das nicht weniger sorgenvolle eines kleinen Bergbauern oder das eines Kindes, dessen hellen Augen so vertrauensvoll in die seines Pfarrers schauten.

"Du treibst es doch ein wenig zu weit", hatte einmal des Pfarres Schwester zu dem Bruder gesagt, "es genügte doch, wenn wir es bei diesen unangemeldeten Gästen ein bißchen einfacher machten!"

Ich habe den hochwürdigen Herrn niemals unwillig gesehen. Nun war er es eben doch. "Ich kenne keine angekündigten und unangekündigten Gäste", antwortete er entschieden. Darauf aber erzählte er seiner betretenen Schwester die schöne Geschichte vom Liebesmahl der ersten Christen, zumal auch seine Besucher zunächst der heiligen Messe beigewohnt hatten, ehe sie ihren Weg nach dem stillen Pfarrhaus nahmen. Ich selbst aber, der ich wohl von jener Agape im Urchristentum schon erfahren hatte, begriff erst jetzt ihren letzten und tiefsten Sinn. Er schien mir zu keiner Zeit erneuert so anwendbar wie gerade für unsere Gegenwart, welche die Liebe unter den Menschen so entbehrt, und das, wenn es für uns alle, ob Priester oder Laien, einmal etwas unbequem sein mag, diese restlose Hingabe an andere, die uns brauchen, zu beweisen.

Jener einfache Dorfpfarrer hat mich gelehrt, was Agape wirklich heißt, und während der Münchener Tage dieses Jahres habe ich erneut, ganz fest an ihn denken müssen, an ihn, der selbst ein Sinnbild der Liebe für andere, im deutschen Schmerzensfrühling des Jahres 1945 so früh und so schmerzlich aus dieser Welt scheiden mußte –

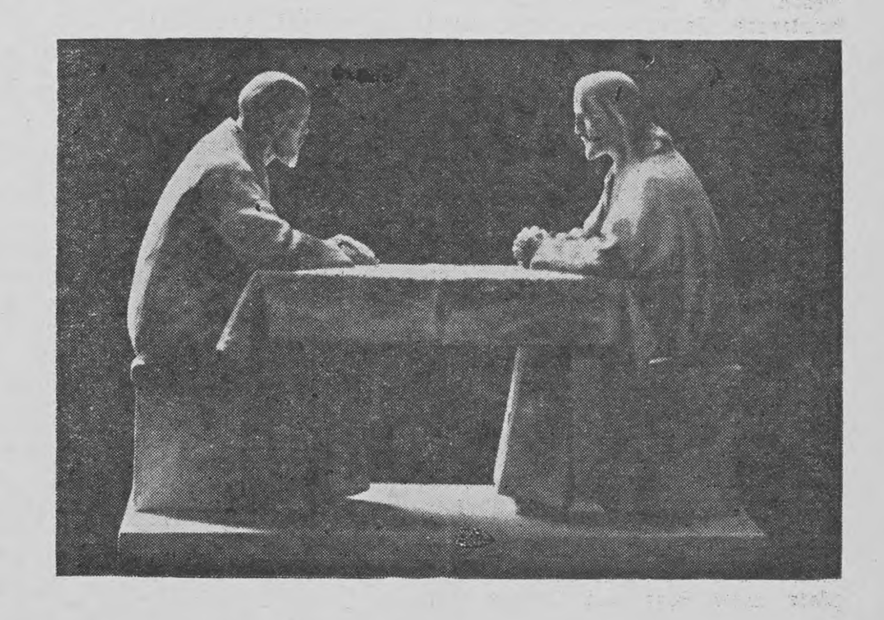
"Wo Liebe und Guete sind, da ist Gott"

Rückblick auf den Eucharistischen Weltkongreß von München

Von P. Mario von Galli SJ

Einen Kongreß vom Ausmaß des eucharistischen, wie er eben in München abgehalten wurde, darf man nicht nach seinen Einzelheiten befragen, die naturgemäß Tiefen und Untiefen aufweisen, dichtere und losere Erlebnisse vermitteln. Wir könnten das gewiß auch tun, etwa nach der Art einer Presseagentur, die, von verschiedenen Reportern gespeist, Bericht neben Bericht setzt: von Groß- und Kleinveranstaltungen, liturgischen Feiern und Vorträgen, Ausstellungen und Konzerten, Empfängen und Umzügen. Des Erzählens gäbe es kein Ende — und der Leser stünde am Ende verwirrt da. Er hätte den Eindruck einer großen, weltweiten Kundgebung katholischen Lebens, so vielfältig und mannigfach in ihrer Farbenpracht wie eine Blumenausstellung. Es wäre schön, wunderbar schön, würden die Leser sagen — und das möchten ihnen jene, die dabei waren, gewiß auch bezeugen. Ein Strahl der Freude würde in aller Herzen dringen, ein klein wenig hochgemuten Stolzes würde sie erfüllen, daß unsere Kirche so groß, so lebendig ist. Vielleicht auch würde uns das anregen, ein Wort des Dankes an Gott und unseren Herrn Jesus Christus zu sagen, da er ja der Spender dieses Lebens ist, der Spender und die Seele. Einen Augenblick könnten wir die Enge und Monotonie unseres täglichen Dankes vergessen, einen Augenblick, und dann wäre es wieder so grau ud alltäglich wie zuvor. Eine eifrige Helferin — es gab deren Hunderte in jeder Pfarrei — traf ich am letzten Tag des Kongresses traurig an: "So viel Arbeit", sagte sie, "und nun ist nach ein paar Tagen der Freude alles vorbei, wie eine Wunderkerze am Christbaum." Blumenausstellung!

Man muß, wenn man einen solchen Kongreß nach seinem Gelingen befragen will, einfach die Augen auftun, das Ohr und das Herz. Schauen, hören, sich einfühlen, und dann wird man finden, was "übrig" blieb von dem großen Gastmahl. So dachte ich, tat Augen und Ohren und das Herz auf. Höre angestrengt hin, sagte ich mir, denn Gott ist nicht im Sturm und nicht im Feuer, sondern im sanften Säuseln des Windes — so war dem Wanderprediger Elias geoffenbart worden. Und was nahm ich wahr? Als wir nach Hause fuhren, gab es einen kleien Streit im Zugabteil: Schon waren alle Plätze besetzt bis auf einen. Da kam ein Spanier, der für seinen Pfarrer den letzten belegte. Er hatte einen großen Koffer bei sich, der im Netz bei der vorhandenen Gepäckverteilung nicht mehr unterzubringen war. Er bat, die unteren Koffer, weil sie kleiner waren, mit seinem vertauschen zu dürfen. Eine Frau protestierte: ihr Köfferchen dürfe nicht angerührt werden, "wo es steht, da bleibt es. Ich habe meinen Platz bezahlt, unten und oben. Ich dulde es nicht, daß sich jemand dazwischenschiebt!" Das war töricht, aber sie war nun einmal so. Der Spanier drängte und bat. Umsonst. Da sagte der Spanier halb traurig, halb vorwurfsvoll: "Ubi caritas et amor, ibi Deus est." Einen Augenblick war es totenstill, dann standen wie ein Mann alle auf und machten Platz für seinen Koffer. Eine kleine Begebenheit, und doch sagte sie alles. So hatten wir gestern gesungen, während 1200 Priester auf dem großen Platz mit über einer Million Menschen den Leib des Herrn in alle vier Himmelsrichtungen trugen. Sie waren in neue Meßgewänder gekleidet, die in ganz Deutschland im letzten Jahr von frommen Leuten hergestellt worden waren. Alle diese Meßgewänder gehen jetzt in die Missionen. "Wo Liebe und Güte sind, da ist Gott." So hatten alle gesungen am Ende des Eucharistischen Kongresses. Sie hatten sich zuvor alle die Hände gereicht nach links und nach rechts als Friedenskundgebung: Schwarze und Gelbe und Weiße, Priester und Laien, Frauen und Männer und Kinder, Nonnen und Verheiratete, Bischöfe und Kardinäle, Orientalen mit Kronen und Mitraträgern. Neger in weiten Gewändern und Inderinnen mit Tüchern umwickelt und Europäer in Blue Jeans, Regierungsmänner in festlichem Schwarz und jene zwei schwarzäugigen 20jährigen Sardinier mit ärmlicher Kleidung, die "ihrem Bischof nahe sein wollten", wie sie mir sagten — alle, alle hatten sich die Hände gegeben, dann den Herrn empfangen und gesungen: "Wo Liebe und Güte sind, da ist Gott." Achtmal sang es die gewaltige Menge, und dazwischen rezitierten die Vorsänger den Psalm 148, der überschrieben ist: Gottes Lob durch alle Geschöpfe. Er beginnt von oben und steigt nach unten: Engel, Sterne, Sonne, Mond und Wolken — Erde und Tiere des Meeres, Feuer, Hagel, Nebel, Schnee— Berge, Hügel, Bäume, Tiere werden aufgerufen; endlich der Mensch: Regierun-



gen und Völker der Erde, Männer und Frauen, Greise und Kinder, "alles lobe den Namen des Herrn." Ein wahrhaft kosmischer Psalm. "Erhaben ist sein Name allein." Aber wo ist er? Wie viele fragen heute so! Die Menge antwortet: "Wo Liebe und Güte ist, da ist Gott."

Am Donnerstag wuschen Kardinäle und Bischöfe auf dem Berg aus Holz inmitten des Platzes Erwachsenen und Kindern die Füße. Das Volk sang: "Dies ist mein Gebot: Liebet einander, wie ich euch geliebt." — Danach verteilten Bischöfe in verschiedenen Sälen der Stadt Brot, und Seminaristen schenkten Wein aus in irdene Becher. Man hielt Agape, das Liebesmahl der Urkirche. War es nur Einbildung, wenn ich zu beobachten glaubte, daß in diesen Tagen Taxichauffeure, Straßenbahnschaffner, Polizisten, die ihren Dienst oft sehr mühsam versahen, den "Eucharistischen" gegenüber freundlicher als sonst waren? Und warum drängten sich die Menschen in unerwarteten Massen zu gewissen Veranstaltungen, die dem Ganzen ein besonderes Relief verliehen: der festlichen Akademie des Liturgischen Institutes am Mittwoch und der "Una-Sancta"-Versammlung in der Universität? Die große Aula genügte bei weitem nicht, in allen Hörsälen und auf den Treppen saßen sie. Was erwarteten sie? Mutige Worte, die über lehrhafte Unterscheidungen hinweg Taten der Liebe setzten oder besser: Kunde davon, daß die Liebe Worte gefunden habe zur Heilung alter Wunden, die der bloße Verstand so lange vergeblich gesucht hatte.

Nun meine man nicht, all das sei ein vager rosaroter Humanismus gewesen. Eine unbestimmte Weltverbrüderung. Es ging um Liebe durch das Kreuz Christi! Die Versammlung in Dachau mit hunderttausend Menschen — wieder weit mehr als erwartet — bewies es. Hier beteten einstige Häftlinge für ihre Verfolger, Verwandte von 30 000 Getöteten dazu. Sie lechzten nicht nach Blut der Unmenschen, die hier ihre grausame Herrschaft ausgeübt hatten, deren Spuren noch überall zu sehen waren. Sie beten tapfer: . . . wie auch wir vergeben unseren Schuldigern. Vorne auf dem Altar der wehrturmartigen Todesangst-Christi-Kapelle lag eine kleine hölzerne Monstranz, die ein Häftling vor zwanzig Jahren geschnitzt hatte. Eine Monstranz ist ein Behälter für den, der sein Leben gegeben zur Erlösung der Welt, damit wir dankerfüllt auch unser Leben in seines geben. Es wäre eine der gefährlichsten Häresien, sagte am Freitagabend Pater Waldmann auf dem Festplatz unter Blitz und Donner und strömendem Regen, wenn man den Menschen von heute ein soziales Evangelium verkünden wollte, das ihnen als letztes Ziel die Lösung der sozialen Frage verheißen würde. Gewiß, unser ewiges Heil hängt davon ab, daß wir unser Herz aufschließen gegenüber den Leiden unserer Brüder, trotzdem bleibt das menschliche Leben bis ans Ende der Zeiten gezeichnet durch das Kreuz. Christus aber ist auferstanden, sein Leiden ist unser Leiden, es ist ein erlösendes Leiden, unser Gang durch das Rote Meer in das Land der Verheißung. Niemand sagte, "diese Rede ist hart, wer kann sie hören"? Sie blieben im strömenden Regen auf ihren Plätzen, im Regen, der auf den siebenfach gefalteten Baldachim über dem Altar fiel und sich in siebenfachen silbernen Bächern auf die Erde ergoß. Keine Blumenschau war das, aber ein Friedensfest trotzdem. "Wir Christen sind nicht Utopisten eines irdischen Paradieses, sondern Realisten des Kreuzes. Aber auch Realisten der Hoffnung und der Freude. Nicht unser Kreuz ist das letzte, sondern unsere künftige Krone. Dessen ist uns das heilige Meßopfer ein Unterpfand. Zeichenhaft nimmt es die Umgestaltung dieser Welt in den neuen Himmel und die neue Erde durch die Verwandlung von Brot und Wein vorweg", sagte der Kardinallegat Gustavo Testa in der Hochfeier zum Abschluß. Ist die Messe nicht der gegenwärtige Tod Christi, die Großtat seiner Liebe und Güte — verlangt sie nicht Antwort? Ubi caritas et amor, ibi Deus est. Das ist nicht nur eine abstrakte Feststellung, es ist eine Parole, ein Programm, ein Anruf, eine Tat Gottes. Das erlebte das Volk in München — es stimmte ein, und nun trägt es diesen Ruf in alle Welt. –

Der ganze Mensch

Von Josef Althen,

Ostern ist das Fest der Auferstehung unseres Herrn, des Siegers über den Tod. Das Schicksal Jesu ist auch unser Los. Wie Er, werden ebenso wir auferstehen am Tage der Wiederkunft Christi.

Was lag näher, als in den Predigten an Ostern auch den Jubel über unsere dereinstige Auferstehung mit aufklingen zu lassen? Aber sehr viele Katholiken werden vergebens auf diesen Jubel gewartet haben. Sie feierten nur geistige Auferstehung. Wer wartet denn von uns mit brennenden Herzen auf die Wiederkunft Christi, "die Auferstehung der Toten und das ewige Leben der zukünftiegn Welt", wie in jeder hl. Messe im Credo gebetet und bekannt wird? ". . . Ich will schaffen einen neuen Himmel und eine neue Erde . . ." heißt es in der Geheimen Offenbarung. Aber im Glaubensbewußtsein der meisten Christen spielt dieser Glaubenssatz keine Rolle. Das überlassen wir den Bibelforschern, die aus ihm die Erwartung eines Schlaraffenlandes machen. Bei einer Volksmission sagte ich dem Prediger: "Ihre Predigten waren sehr schön, aber es fehlte eine über die Auferstehung der Toten und das ewige Leben der zukünftigen Welt." Antwort: "Diese Fragen sind dogmatisch noch nicht genügend geklärt."

Ganz offensichtlich wirkt in der Kirche Gottes noch viel Manichäismus nach. Wir retten unsere Seele, der Leib unseres Herrn bewahre unsere Seele. Aber der Leib, der ganze Mensch, der Kosmos? Hat denn der Herr durch sein Leiden die Welt erlöst oder nur die Seelen? Ist das Reich Gottes in seiner Vollendung nur ein Reich der Seelen oder holt Gott der Herr durch Jesus Christus die ganze Welt heim in seine liebenden Arme? –

Die Liebe einer Mutter teilt sich nicht zwischen den Kindern, sie vervielfältigt sich.

Schubart

Muss man heiraten?

Die jungen Menschen nehmen sich heute mehr Freiheit / Steigende Zahl der Frühehen

Von Lotte Schiffler

Früher mußte man den heiraten, den Familie und Sippe ausgemacht hatten. Die Väter sprachen ein Machtwort, und meistens fügte sich das junge Mädchen. Vielleicht konnte es lange widerstehen, wenn es klug war. Man konnte auch ausbrechen und sich rauben lassen. Solche wilden und romantischen Möglichkeiten, die Freiheit der Wahl und seiner Liebe durchzusetzen, sind heute nicht mehr nötig.

Vater und Mutter sind machtlos geworden. Oft sind nur die guten Bande des gegenseitigen Verständnisses geblieben, die es ermöglichten, mit den heiratsfähigen Kindern noch im Gespräch zu bleiben.

Wenn sie noch erhalten sind, ist es gut, wenn der Sohn vor der Wahl seinen Eltern das Mädchen bringt, das er gern sieht. Es ist auch heute in Ordnung, daß die Eltern wissen, mit welchen jungen Männern ihre Tochter verkehrt.

Es ist schlimm, wenn man vor vollendete Tatsachen gestellt wird und die Heirat schon beschlossene Sache ist, unabänderlich und hartnäckig verteidigt. Dann kommt jeder gute Rat zu spät. Man verrennt sich.

Es würde keiner jungen Liebe schaden, sich zu erproben und sich eine längere Zeit kennen zu lernen. Gerade die unauflösliche, sakramentale Bindung der Ehe verlangt ernste Probe und Bewährung.



Nicht sitzen lassen

Man muß heiraten, das heißt im Volksmund eindeutig: das Kind ist unterwegs. Man läßt das Mädchen nicht sitzen. Man bleibt bei diesem jungen Mann.

Muß man aber wirklich heiraten?

In einer rheinischen Großstadt nehmen die unehelichen Geburten offenbar neun Monate nach der Fastnachtszeit zu. Wenn der Vater des Kindes unbekannt ist, hilft auch keine Heirat mehr. Der zufällige Partner ist im Rausch einer Nacht abhanden gekommen. Nicht nur die Frau ist verlassen sondern noch mehr das kommende Kind, — obwohl es heute reichlich gesichert ist, fehlt ihm die Sicherheit in der Liebe des Vaters.

Es mehren sich heute die Einwände, die sagen: man muß nicht heiraten, wenn die Partner offensichtlich nicht zueinander passen. Könnte eine Mutter nicht eher das uneheliche Enkelkind auf sich nehmen, als den leichtsinnigen, kranken, oder arbeitsscheuen, ungewollten Schwiegersohn? Warum muß ein junger Mann sich sein ganzes Leben durch ein leichtes Mädchen verderben?

Auch das selbstbewußte, gleichberechtigte Mädchen will in Ausnahmefällen lieber für das Kind die eigene Verantwortung tragen, als ungeliebt und gezwungen geheiratet zu werden. In der allgemeinen Situation der unehelichen Mutter bleibt es aber die natürlichere Lösung, daß der Vater des zu erwartenden Kindes zu ihr steht.

Tatsächlich denken die meisten jungen Leute noch so.

Das Standesamt registert den Tag der Eheschließung und den Tag der Geburt des Kindes. Die Statistik faßt diese Zahlen zusammen.

Es werden registriert die im ersten Ehejahr Geborenen nach Monaten, z. B. die im ersten bis vierten Monat nach der Eheschließung Geborenen, oder die im 9. bis 12. Monat Geborenen.

Abgelesen aus den Frankfurter Verhältnissen vom Jahr 1956 gehörten 75 Prozent Kinder zur ersten — und nur 25 Prozent Kinder zur letzten Gruppe.

Ausschließlich der Frühgeburten mußten also drei Viertel der Eheschließenden heiraten, weil das Kind schon unterwegs war.

Diese Zahl kehrt in jedem Jahr wieder und wächst in bezug auf die Gruppe der 18- bis 20jährigen. Aus dieser mußten sogar 90,3 Prozent der Eheschließenden im Jahre 1958 heiraten, und nur bei 9,7 Prozent kam das Kind erst nach dem 9. Monat.

Schwierige Lage der Kirche

Man kann in tiefer Besorgnis darüber sein, daß die Stufen der wachsenden Liebe, der Werbung, der Brautzeit, der ehelichen Bindung nicht mehr verstanden, nicht mehr gelebt werden. Die perfekte, materialistische Weltanschauung wird von den Älteren vorgelebt. Wie kann man dann eine Jugend verurteilen, die diese Bindung überhitzt, voreilig, unvorbereitet an sich reißt?

Je größer und ernster wir aber das Sakrament der Ehe sehen, desto mehr müßten wir alle unter dieser Abwertung, unter dem Mißbrauch, leiden. Ist es nicht leichtfertig, eine so unabänderliche, unauflösliche Lebensgemeinschaft einzugehen, nur weil ein Kind erwartet wird? Die Kirche sagt nicht in diesem Fall: Du mußt heiraten. Sie rät natürlich in den meisten Fällen dazu, weil sie das Wohl des Kindes im Auge hat. Die Kirche befindet sich da in der doppelt schweren Lage, sowohl vor einer übereilten Ehe warnen zu müssen, als ein verlassenes Kind zu beschützen.

Wenn ganzen Völkern heute schon Abtreibung, geburtenverhütende Mittel und geplante Elternschaft durch staatliche Stellen empfohlen werden, ist es allein noch die katholische Kirche, die unumstößlich erwidert: das ist nicht erlaubt. Recht verstanden ist dem gegenüber die Geburt des unehelichen Kindes das kleinere Ärgernis.

Kind ohne Vater

M u ß man oder soll man heiraten, das sind Fragen, die von entgegengesetzten Standpunkten zu beantworten sind. Voraussetzung für den schweren Entschluß der Eheschließung ist die Einsicht, daß man zueinander paßt, sich liebt und achtet. Nur dann soll man heiraten.

Eine tapfere Lösung kann es durchaus sein, eher das Kind allein durchzutragen, als den nicht vertrauenswürdigen Partner. Wir sollten dann auch in unserer heutigen Gesellschaft reif genug sein, einer solchen Halbfamilie keine Vorurteile entgegen zu bringen, sondern sie durch unentwegte Freundlichkeit zu stützen und zu schonen. Denn der Weg dieser Mutter ist sicherlich schwer. Eine Abtreibung ist furchtbarer und bleibt dem Gewissen eingegraben als unauslöschliche Last.

Vor allem die Eltern und Geschwister einer unehelichen Mutter sollten vorbehaltlos zu dem kommenden Kind stehen, es behalten und bejahen. Nicht für heute und morgen, sondern für lange Jahre, zusammen mit der erschütterten, vielleicht unerfüllt bleibenden Tochter.

Man müßte nie heiraten müssen. Dieses Muß kommt meistens aus kleinbürgerlicher Angst vor dem Gerede böser Nachbarn. Man kann nur heiraten aus Überzeugung, damit dieses große, lebenspendende Sakrament nicht mißbraucht wird.

Dennoch machen es viele dieser jungen Leute zwischen 18 und 25 Jahren sicher nicht falsch, daß sie unter Druck beschleunigt zum Standesamt gehen. Wenn ein Vater zu seinem Kinde steht, ist es ehrlich und richtig, es zu verleugnen ist schwere Schuld. Es spricht auch für ein natürliches Verantwortungsgefühl, daß der junge Mensch das Mädchen heiratet, wenn er es —, so wie der Volksmund sagt, — ins Unglück gebracht hat.

Es ist fair, weder das Kind noch die Mutter zu verstoßen. Es würde ein Freibrief für den sexuellen Leichtsinn vieler daraus gemacht werden, wenn dieses primitive, sittliche Bindungsgefühl für das kommende Kind nicht erhalten bliebe. Wie auch würde die Verstoßene, die oft blutjung ist, es fertig bringen, nun allein die Last des Kindes veranworten zu müssen? Verlangt man nicht zu viel von diesen Vielzujungen, im Beruf — und in der Großstadt doppelt Ausgesetzten? Suchen sie nicht allein in der Liebe Halt, — und ahnen nicht, daß sie oft nur einen Strohhalm im reißenden Wasser greifen? Wie man die genannten Zahlen auch wenden mag, sie sprechen nicht unbedingt dafür, daß die Unmoral wächst, wohl die Haltlosigkeit.

Erfahrungen eines Richters

Der Vormundschaftsrichter, der die Eheerlaubnis bei Minderjährigen geben muß, berät sich mit dem Jugendamt und beobachtet in den folgenden Jahren die Frühehen. Das Jugendamt Frankfurt berichtet von Zeit zu Zeit über diese Beobachtungen, und es ist ein erstaunliches Ergebnis festzustellen, daß diese Ehen in den meisten Fällen halten und Bindekraft beweisen. Oft befürwortet der Fürsorger die Ehe, und der Richter ist skeptisch, oder der Richter bejaht zu schnell, und die Fürsorgerin warnt. Alle sehen ein großes Wagnis in dieser ehelichen Bindung der sehr Jungen, aber auf die Dauer werden sie in vielen Fällen überrascht, daß aus der Ruhelosigkeit und Triebhaftigkeit sich echte Vater- und Mutterqualitäten entwickeln.

Und diese Ergebnisse sind überraschend positiv und stimmen den nachdenklich, der die Frühehe verwirft.

In Amerika hat man sich schon daran gewöhnt, die jungen Paare lieber in der festen Bindung verheiratet zu sehen, als einer schweifenden, zehrenden Sexualität preisgegeben. Die Eltern nehmen die wirtschaftliche Sicherung dieser Frühehen oft mit in Kauf.

Auch bei uns werden die Ehcschließungen immer jünger. Im Jahre 1953 betrug der Anteil der 20- bis 25Jährigen nur 14 Prozent, heute beträgt er schon 29,8 Prozent aller Eheschließungen.

Obwohl die Kriegsschäden noch nicht überwunden sind, obwohl die Wohnungsnot noch groß ist, obwohl familienfeindliche Tendenzen in der Öffentlichkeit überwiegen, ist zusammenfassend der Lebenswille der jungen Menschen, die zur Ehe bereit sind, doch ein großes Kapital für die Zukunft.

Gott schreibt gerade, auch auf krummen Zeilen. Haltlos, verwildert, ohne Verantwortung, stützen die Geschwächten sich oft gegenseitig. Sie müßten nicht heiraten, aber wenn sie es tun, mögen sie ihre Liebe unter die Gnade Gottes stellen.

Es ergibt sich für uns Ältere, Nachdenkliche, Besorgte, daß eben das, was wir vor dem Mißbrauch schützen möchten, das Sakrament, allein noch das Heilende ist, das aus dem Unrecht neue Fruchtbarkeit wachsen läßt. –

Wenn wir in unserer Sündennot unsere Zuflucht zu Maria nehmen, so geschieht es nicht nur, weil wir in ihr die mächtigste Fürsprecherin bei Gott haben, sondern aus dem Bewußtsein, daß Maria mit ihrem Sohn zusammen den entscheidenden Sieg über diese Mächte der Sünde und des Todes, des Satans und der Hölle errungen hat, und zwar für uns, das heißt, damit ihr beider Ostersieg über die Schlange auch unser Ostersieg werde über alle Gewalten der dunklen Erde.

Aus Graber, Maria in der Zeitenwende,

Alle entbloessten schweigend des Haupt

Von Heinrich Riedel

Diese Geschichte hat sich in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wirklich zugetragen, in einer großen Stadt überm Meer . . .

In einem vornehmen Kaffeehaus jener Stadt saß damals eines frühen Abends ein Mann im Lesezimmer. Er war knapp mittelgroß, eher klein, und hatte einen gutgeschnittenen dunkelblauen Anzug an. Über dem Kamin des altertümlichen Raumes riß ein ausgestopfter Hai sein dolchmesserbesetztes Maul auf, und ein paar spätmittelalterliche, etwas übertakelte Koggen, die an der Decke hingen, segelten im dunstigen Licht der Tischkerzen traumhaft-schwerelos durch die Luft. Der Gast rauchte eine der zu jener Zeit so beliebten kurzen Tonpfeifen und las in einer Zeitung. Er hatte feine, fast gelehrtenhaft wirkende, aber bei näherem Zusehen doch auch sehr energische Züge.

Da sprang die nur angelehnte Tür vom Spielzimmer nebenan auf und ein Mann in Uniform, seinen Abzeichen nach ein Major des Landes, betrat den Leseraum. Er war ein großer, kräftiger, jedoch von ständigem Wohlleben aufgeschwemmter Mensch von brutalarrogantem Aussehen. In seinem Gefolge schoben sich mit schlaksigen Bewegungen fünf anmaßend und ironisch auf alles herabblikende jugendliche Lebegreise mit vom Trunk gezeichneten Gesichtern herein. Es war die in allen damaligen Lokalen gefürchtete händelsüchtige Gesellschaft des Majors B.

Kaum hatte der Anführer der Schar den allein sitzenden kleinen Mann erblickt, als er mit schlenkernden Schultern hinter ihn trat und in aller Ruhe eine Weile komisch sein sollende Faxen machte. Seine Genossen beurteilten dies als "ein verteufelt feines Späßchen." Sie kicherten, bogen sich wie Gliederpuppen vor Vergnügen und starrten dem Leser neugierig ins Gesicht. Der schien nichts bemerken zu wollen. Da blies ihm der Major das Licht auf seinem Tischchen aus.

Aber der Gast zündete die Kerze ohne ein Wort zu sagen an der des Nebentischchens wieder an und vertiefte sich in sein Blatt.

"Guten Abend, kleiner Magister!" sagte da der Major auf einmal übertrieben laut, als wenn er unversehens einen alten Bekannten entdeckt hätte, streckte dem anderen die Hand zur Begrüßung hin und stieß ihm dabei wie aus Versehen die Pfeife aus dem Mund, so daß sie zu Boden fiel und zerbrach.

"Kellner, eine neue Pfeife!" rief der Raucher bloß.

Der Kellner brachte eine. Der Gast steckte sie in Brand und las mit unbewegter Miene weiter.

Da spuckte der Major verächtlich vor ihm auf den Fußboden. "Kommt!" sagte er dann halblaut zu seinen Kumpanen. "Den kriegen wir nachher ja doch noch. Er muß ja drüben durch." Darauf verfügten sie sich wieder ins Nebenzimmer und fingen an Karten zu spielen.

Der zurückgebliebene las in aller Beschaulichkeit seine Zeitung zu Ende, rauchte und trank noch eine Tasse Kaffee.

Schließlich klopfte er die Pfeife aus, stand auf, ging langsam hinüber ins Spielzimmer und trat vor den Major. "Mein Herr", sagte er fest und ernst zu ihm, indem er ihn an einem Rockknopf faßte, "ich habe jetzt meine Zeitung ausgelesen und meine Pfeife ausgeraucht. Lasse mich im allgemeinen nicht gern darin stören. Sagen Sie mal . . ., was wünschten Sie denn eigentlich vorhin von mir?" Er sprach die Landessprache fließend, mit einem nur leichten Ausländerakzent.

Der Major schätzte den Interviewer erstaunt von oben bis unten ab. "Geh' in deine Ecke und lern' deine Schulaufgaben, Schulmeisterlein!" rief er dann belustigt. "In zehn Minuten hör' ich dich ab. Finger weg! Sonst . . . puste ich dich ins Lesezimmer zurück!"

In der nächsten Sekunde traf ihn die kräftig geführte Hand des kleinen Mannes ins Gesicht und zeichnete eine blutrote Fläche auf die feiste Backe. "Schulmeister . . . war mein Vater selig. Ich selbst bin Kapitän einer Hamburger Fregatte im Hafen", sagte der vor dem Major Stehende laut. Sein Körper straffte sich; seine Augen waren stahlhart geworden.

Der große dicke Major stürzte sich wutschneubend auf ihn. Der Kapitän schob blitzschnell seinen linken Arm unter den rechten des Angreifers und faßte dessen Handgelenk mit seiner Rechten. Diesen Griff hatte er auf einer Fahrt nach Japan gelernt. Der Major war gezwungen stillzuhalten, wenn er sich nicht selbst den Arm brechen wollte. "Das kostet Blut!" zischte der Geohrfeigte schließlich. "Morgen früh schießen wir uns. Um 5.00 Uhr auf der Wiese im Stadtwäldchen! Einen Unparteiischen bringe ich mit. Sie werden doch nicht etwa kneifen . . .?"

"Mein Glaube verbietet mir ein Duell."

"Aha!" rief der Major. "Dacht' ich mir's doch! Erst frech und dann feige."

"Wenn es unbedingt sein muß, komme ich", entgegnete der Kapitän. "Ich werde mich Ihrer Pistole gegenüberstellen. Sie können schießen. Aber ob ich . . . Na, warten wir's ab. Vielleicht werde ich nur so tun. Im übrigen rechne ich auch mit dem vollzähligen Erscheinen der anderen . . . Herren." Unter dem betretenen Schweigen der fünf "Herren" verließ der Kapitän das Zimmer.

Am nächsten Tag um 5.00 Uhr, als der Morgen eben graute, erschien

---

Christlich

. . . ist der Bräutigam in einer süddeutschen Kreisstadt, der in seiner Vermählungsanzeige mitteilte: "Mit Rücksicht auf die Heiligung des Sonntags beenden wir die Hochzeitsfeier um 23 Uhr."

. . . ist der Geschäftsmann aus Westfalen, der vier Monate lang seinen Wagen mit Fahrerin an jedem Mittwoch einer Witwe kostenlos lieh, damit sie ihren schwer verunglückten sieben Jahre alten Jungen in der Klink zu Münster besuchen konnte.

. . . ist der Landwirt in einem Ort an der Lahn, der einer Flüchtlingsfamilie fünf Jahre lang eine Dreizimmerwohnung kostenlos zur Verfügung stellte.



Ernte

Major B. mit seinen fünf Genossen, zwei Sekundanten und einem weiteren Herrn als Unparteiischen an der genannten Stelle. Der Gast aus dem Kaffeehaus war breits da, diesmal in seiner prächtigen Kapitänsuniform, in der er trotz seiner geringen Körpergröße ein gebietends Aussehen hatte.

Als Sekundanten hatte er seinen Ersten Offizier und den Steuermann mitgebracht. das waren nun allerdings wieder Kerle wie die Mastbäume. Außerdem war noch ein vierter mitgekommen. Es war Hein Schüttelbüx von der Waterkant, Halsweite 52.

Die beiden Gegner nahmen ihre Pistolen in die Hand. Der langaufgeschossene Unparteiische sprang fünfzehn weite Schritte ab. Der Kapitän und der Major stellten sich einander an den Enden dieser Entfernung gegenüber. Der Unparteiische erklärte: "Sie, Herr Kapitän, haben als der zuerst Beleidigte den ersten Schuß."

Der Kapitän hob die Pistole an und begann seinen Gegner sorgfältig und lange aufs Korn zu nehmen. Der Major wurde merkbar nervös. Wollte jener denn nicht endlich abdrücken.

Da ließ der Deutsche schließlich die Waffe, als sei ihm plötzlich etwas eingefallen, wieder sinken. "Wenn ich den ersten Schuß habe", sagte er nachdenklich, "wird der Herr Major nicht mehr den zweiten haben. Drum soll er zuerst schießen."

"Mein Herr", rief einer der Sekundanten seines Gegners mit leiser Ironie in der Stimme, "Sie scheinen Ihre Schießkunst vielleicht etwas zu hoch einzuschätzen. Schießen Sie ruhig zuerst!"

"Hein", sagte der Kapitän zu seinem Matrosen, "hest du din Piep bi di?"

"Jo, Kaptein. De hebb ick", versicherte Hein Schüttelbüx.

"Denn gah mal ok fiftein Trä weg, stell di bi den Herrn Major und smiet din Piep in die Luft!"

"Mok ick", sagte Hein. Die Pfeife flog in die Luft. Gedankenschnell hob der Kapitän die Waffe, schoß und traf den Tonpfeifenkopf im Fluge, so daß die Stücke herumspritzten.

Ein Teil der Anwesenden sperrte vor Staunen den Mund auf. Der Major aber wurde blaß. Die Lippen zitterten ihm. Der Kapitän nahm eine neue Pistole aus dem Kasten. "So, nun schießen Sie, Major!"

Da schoß der Major, fehlte jedoch in seiner Aufregung.

"Schießen Sie noch einmal, Herr Major, und zielen Sie besser!" rief der Kapitän.

Der Major legte zum zweitenmal an und zielte lange. Aber sein Gegner sah ihm so fest und stolz ins Gesicht, daß ihm der Pistolenlauf ins Schwanken kam.

"Ich muß heute noch ihr Schulmeisterlein spielen", rief da der Kapitän nachsichtig hinüber. "Sie halten zu hoch. So werden Sie mich vermutlich nie treffen."

Aber seinem Gegner gelang es nicht mehr, seine körperliche Beherrschtheit zurückzugewinnen. Er schoß schließlich ab und - nochmals fehl. Die Anwesenden waren wie erstarrt.

Jetzt legte der Kapitän an, ging von oben langsam ins Ziel und blieb eine Weile in dieser Haltung. Alle erwarteten nun den tödlichen Schuß. Es war nervenaufpeitschend. Der Major zitterte.

Da — setzte der Kapitän die Pistole unerwartet wieder ab. "Major", rief er mit starker, eindringlicher Stimme. In zwei Minuten sind Sie tot. Sind Sie auch innerlich vorbereitet, dem, was nach dem Tod kommt, gegenüberzutreten? Beten Sie! . . . Meine Herren, die Hüte ab, wenn wir vom großen Herrn der Welt sprechen!"

Alle entblößten schweigend das Haupt. Und der Major betete langsam das Vaterunser. Er war bleich wie Kalk.

"Major", rief der Kapitän, "ich habe mich gestern abend in dem Kaffeehaus noch über Sie erkundigt und die schlechtesten Auskünfte erhalten. Sie haben viele Menschen aufs schimpflichste gekränkt und manchem übel mitgespielt. Bei mir brauchen Sie sich nicht zu entschuldigen. Aber . . . bitten Sie all den andern ab, die Sie beleidigt und erniedrigt haben!"

Der Major zitterte stärker. Er faßte sich wieder. "Ich bitte alle um Verzeihung, die ich beleidigt und gekränkt habe. Ich werde nie mehr jemand beleidigen, wenn ich — das hier überlebe", sprach er mit Anstrengung. Auf seiner Stirn standen Schweißperlen.

"Ist das, was Sie soeben gesagt haben, Major, Ihr ehrlicher, unumstößlicher Wille?" rief der Kapitän ihm zu.

"Er ist es."

"Dann haben Sie es überlebt. Ich danke Ihnen", sagte der Kapitän. "Und den anderen Herren von gestern abend", wandte er sich an die fünf Genossen des Majors, "empfehle ich, aber dringend, diesem guten Beispiel nachzueifern! Heute, aber nur heute, will ich mich mal nicht näher mit ihnen befassen."

Mit diesen Worten gab der Kapitän Hein die Pistole mit dem Bedeuten, sie in den Kasten zu packen, und ging mit seiner Begleitung weg.

Am Abend des gleichen Tages saß er wieder in seinem dunkelblauen Anzug bescheiden in dem Kaffeehaus, rauchte seine Pfeife und las die Zeitung. Der Major aber hielt sein Wort. Und auch seine Kumpane änderten sich. –

Ein Notstand unserer Zeit

Warum dem andern dienen?

Von Josef Elbern

Großfirmen machen Reklame mit ihrem Service: "Weltumspannender Kundendienst", "Autodienst", in allen Ländern, in allen Sprachen. Seine Majestät der Kunde wird bedient.

So sieht die Fassade aus. Hinter den Kulissen zeigt sich ein anderes Bild: Keine Leute. Immer mehr Ansprüche. Zu wenig Höflichkeit der Angestellten. Immer größere Forderungen der Kunden. Beschwerden über das Personal. Ausweichen auf Fremdarbeiter. Wenig Zuverlässigkeit. Ausfälle durch Krankheit und "Feiern". Das ist der dunkle Hintergrund der leuchtenden Reklame "Dienst am Kunden.

Wenn schon im genau geregelten und nicht schlecht bezahlten "Service" die Manager der Wirtschaft sich ihre Gedanken machen müssen, wie sie aus manchen Notständen herauskommen, so gilt das noch weit mehr für die ausgesprochenen Dienstberufe im Haushalt, in den Gaststätten, in Hotels und Pensionen, in Sanatorien, Heilstätten und Krankenhäusern. Jeder erwartet in seiner Not einen Helfer, er selbst denkt aber nicht daran, zu dienen. Man hat doch Geld, man bezahlt doch! Für so einen Beruf ist man sich zu schade. Das hat man nicht nötig. Man kann es sich doch leisten! Diese Berufe sind doch mehr für die "Armen im Geiste" da, für die im Leben schlecht Weggekommenen, für "Beschränkte" oder simple Menschen. Für die "vom Lande"! Nur leider werden die "Dummen" immer weniger. Im Zeichen des wirtschaftlichen Aufstiegs breiter Schichten möchten viele, sehr viele bedient werden. Keiner will mehr so "dumm" sein, selbst zu dienen. Das "man" in den vorhergehenden Sätzen charakterisiert die öffentliche Meinung, der sich immer mehr Menschen anschließen.

Caritas wird unmodern

Solange es sich um Sorgen eines bestimmten Gewerbes handelt, könnte uns das weniger berühren. Damit müßten die Fachleute dieser Branchen fertig werden. Aber der allgemeine Zeitgeist greift in dieser Richtung viel weiter und tiefer. Lebensnotwendige Institutionen sind bedroht. Die Krankenhäuser haben zu wenig Personal, die caritativen Schwesterngenossenschaften oder Brüder- und Patresgemeinschaften viel zuwenig Nachwuchs von jungen Menschen, die bereit sind, zu dienen. Hausfrauen mit großen Familien finden keine "Stützen" mehr. Alte Leute, besonders die "Pflegefälle", werden daheim abgestoßen, die Krankenhäuser weigern sich, sie aufzunehmen, die Altersheime sind überfüllt. Und auch dort kann man "schwierige Fälle" nicht gebrauchen, weil die jüngeren und arbeitsfähigen Schwestern fehlen, die diese Menschen richtig pflegen können. Durch den Zuwachs an Hilfs- und Pflegebedürftigen steigen die Anforderungen. Auf der anderen Seite sinkt die Zahl derer, die gewillt sind, ihr Leben für solche Aufgaben einzusetzen. Hier entstehen Notstände; wir müssen sie rechtzeitig sehen.

Im gewerblichen "Kundendienst" hat der einzelne seine festgesetzte Arbeitszeit, seinen festgesetzten Lohn, er muß dafür bestimmte "Dienste" leisten, aber er braucht sich dabei nicht menschlich allzusehr zu engagieren. Er verrichtet genormte Leistungen, stellt dafür seine Arbeitskraft zur Verfügung, ohne sich um das einzelne Menschenschicksal dabei kümmern zu müssen. Der Mensch als solcher, den er bedient, interressiert ihn nicht. Er bleibt ihm fremd, er ist ein x-beliebiger. Alles bleibt mehr oder weniger Serienabfertigung.

Liebe ohne Dienstschluß

Für die Dienste an der leiblichen und geistigen Not des Menschen wird aber, wenn sie auch nur einigermaßen menschenwürdig geschehen sollen, weit mehr verlangt. Die Sorge um den hilfsbedürftigen Menschen hört nicht mit Dienstschluß auf. Es fallen Arbeiten an, die vom Dienenden viel Selbstverleugnung, viel Überwindung, viel Einsatz und Liebe über die Arbeitszeit hinaus fordern. Wie schwach dieser Geist des Dienstes heute ausgebildet ist, zeigt beispielsweise die so oft versagte Hlifeleistung bei Verkehrsunglücken. Man möchte nicht in Affären hineinverwickelt werden, die einen Unange-



Dank

nehmes zu sehen geben, die zeitraubend sind, die mit besonderen Leistungen und Aufgaben für die Verunglückten verbunden sein können. Dafür hat man keine Zeit und noch weniger Herz. Und das ohnehin schon matte und schwach reagierende Gewissen beruhigt sich bei dem Gedanken, daß ja auch noch "andere" da sind, daß es ein Unfallkommando, eine Feuerwehr, eine Rettungswache gibt. Man überläßt alle diese bedauerlichen Notfälle irgendeiner städtischen, staatlichen oder öffentlichen Stelle. Dafür bezahlt man ja seine Steuern oder entrichtet seine Beiträge und gibt seine Spenden. Im Grunde sind heute viele Menschen überzeugt, daß die meiste Not nicht da zu sein brauchte, wenn es nicht so viel Schlamperei und Versagen bei diesen Institutionen gäbe. Ihr Fazit lautet: "Es muß alles besser organisiert werden." Jedenfalls sollte man sie selbst nicht damit belästigen! In eigener Not verlangen sie allerdings prompte Hilfe, und zwar von jedermann . . .

Keiner streitet den Wert einer guten Organisation ab; aber darüber müßten wir uns klar sein: Auch mit der besten Organisation werden wir der vielfältigen Hilfsbedürftigkeit der Menschen nicht Herr werden. Dabei ist noch ganz vergessen, daß der Wert und die Wirkkraft solcher Organisationen wiederum von den Menschen abhängen, die gern und willig und mit Herz und Verstand in diesen Organisationen als Dienende tätig sind. Aber gerade diese Dienenden fehlen heute in alarmierendem Ausmaß.

So stehen wir vor der Frage: Wo werden wir diese Menschen herbekommen? Nach den bisherigen Erfahrungen scheint die allgemeine Menschenliebe, das im Menschen sich spontan regende Mitleid oder eine höhere Kulturstufe dazu nicht auszureichen. Anständige und edel gesinnte Menschen werden gern einmal zu einer Hilfe beispringen, werden auch zu beachtlichen Leistungen hier und da bereit sein. Aber wer hilft Tag und Nacht den Kranken, den dauernd Hilfsbedürftigen? Wer sorgt sich um Verlassene, abstoßend wirkende Leidende? Dieser Dienst nimmt den ganzen Menschen in Anspruch. Diese dienstbaren Geister kennen nicht den Feierabend des Arbeiters oder der Angestellten, des Geschäftsmannes oder Beamten — wenn auch heute manche von ihnen ein Stück Sorge und Arbeit noch mit nach Hause nehmen müssen. An die Zeit und Kraft, deren ein sich für den Nächsten opfernder Mensch bedarf, reicht das nicht heran.

Zu solchem Dienen bedarf es eines inneren religiösen Impulses, wie er durch Christus in die Welt gekommen ist. Dadurch, daß Christus alle Menschen zu seinen Brüdern erklärte, dadurch, daß er sich mit allen Notleidenden identifizierte, wuchs in den Menschen die Kraft zum Dienst auch an Ausgestoßenen und Verworfenen der Gesellschaft. "Einer ist euer Meister ihr aber seid Brüder!" "Was ihr dem geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan." "Daran sind die Kinder Gottes und die Kinder des Teufels zu erkennen: wer nicht die Gerechtigkeit verwirklicht, wer seinen Bruder nicht liebt, ist nicht aus Gott. Denn das ist die Botschaft, die ihr von Anfang an vernommen habt: Wir sollen einander lieben. Meine Lieben, wenn Gott uns so geliebt hat, so sind auch wir es schuldig, einander zu lieben." Diese Worte des heiligen Johannes zeigen, wie innig christlicher Glaube und Bruderliebe miteinander verknüpft sind.

Schwindsüchtige Christen

Wenn wir nun auch im christlichen Raum diesen Schwund an dienender Liebe erleben, so zeigt sich, daß auch bei uns ein verweltlichtes Christentum um sich greift. Man möchte heute weithein Gott und der Welt gehören, dabei aber wesentlicher und vordringlicher der Welt. In unserem christlichen Getue fehlt zuviel Ernst, der tiefere, gelebte Glaube, der willens ist, aus diesem Glauben die Konsequenzen zu ziehen. Wie wäre es denn sonst möglich, daß Eltern erschrekken und sich widersetzen, wenn eines ihrer Kinder sich für einen Dienstberuf im Reiche Gottes enscheidet? Will ein Mädchen in einen Orden oder ein Junge Priester werden — auch das ist ein Dienst am Heil der Menschen —, dann hören junge Menschen oft die bittersten Vorwürfe: Das hätten sie doch nicht nötig, ihnen ständen doch andere Chancen und Karrieren und Partien offen, sie bräuchten sich doch nicht zu vergraben! Und wer soll wieder für die Alten, Kranken und Verlassenen sorgen? Natürlich "die anderen"! Wenn solcher Ungeist schon den geheiligten Berufen gegenüber zutage tritt, wieviel mehr den anderen Dienstberufen! Wenn keinen sich mehr die Hände am anderen scmutzig machen will, wenn keiner mehr für die Seele des anderen sein Leben hingeben will, dann stehen wir vor einem ausgehöhlten Christentum, vor einer Fassade, hinter der es morsch und faul ist wie bei den Diesseitsgierigen dieser Welt.

Wir müssen uns frei machen von dem Gedanken, daß Dienen etwas Knechtliches ist, etwas Erniedrigendes und Menschenunwürdiges. Wer einem anderen mit freiem und offenem Herzen dient, ist frei von seinem Ich, seinen Süchten, seinen Verhaftet- und Versklavt-Sein am Irdischen. Er wird innerlich reich und beglückt sein über das Gute, das durch ihn geschieht. Anderen geholfen zu haben, bringt dem Wohltäter am meisten Freude und Glück.

Eine beglückende Pflicht

Das Fazit für einen Katholiken heißt darum: sich die tiefe Haltung christlichen Dienens wieder bewußt zu machen und diese Haltung bewußt zu üben. Der Dienst an Armen, Alten und Gebrechlichen ist eine hohe Aufgabe, ist eine ernste Forderung für den Christen. Wenn wir nicht am Auflösungsprozeß, am Säkularisierungsprozeß des Christentums mitarbeiten und mitschuldig werden wollen, dürfen wir einen so wesentlichen christlichen Gehalt, wie es das Dienen darstellt, nicht verkümmern lassen. Aus unseren eigenen Vorstellungen und aus denen unserer Kinder müssen wir die Überzeugung verbannen, daß Geld allein glücklich macht. Unsere Kinder müssen durch ihre Eltern und durch ihr eigenes Dienen am kranken, hilfsbedürftigen Leben — wo es auch immer uns begegnet — lernen, daß Dienen eine Pflicht, und zwar eine den Menschen beglückende und erfüllende Pflicht ist. Wer Ansprüche stellt, muß zuvor bereit sein, Ansprüche anderer zu erfüllen. Eltern und Kinder, die nur gewohnt sind, Forderungen an andere zu stellen und unbedingt ihre Erfüllung verlangen, sind keine Christen, sondern herrschsüchtige Ichlinge. Sie werden kein Verständnis für einen Dienstberuf — auch nicht im Dienste Christi — aufbringen, mögen sie sich sonst auch noch so katholisch geben und aufführen. Sie werden wie Heiden eher geneigt sein, andere zu drangsalieren, die Kinder manchmal sogar ihre eigenen Eltern.

Da menschliches Zusammenleben immer auf menschliche Zusammenarbeit angewiesen ist — es wird jeder immer auch für den anderen mitschaffen müssen —, kommt es darauf an, in welchem Geiste wir diese Mitarbeit tun: im Geiste Christi als Dienst am Bruder, ohne auf Lohn zu warten, oder im Geiste der Welt als berechneten, einkalkulierten und unverbindlichen "Service", bei dem man nur soviel tut, als man dafür bezathlt erhält.

Wenn behauptet wird, die Jungend von heute habe für christliche Dienste überhaupt kein Verständnis, so ist das nicht wahr. Einzelne Hilfsaktionen für Alte und Gebrechliche, die freiwilligen Verpflichtungen von Mädchen in Krankenhäusern an Sonntagen zeigen zum Beispiel, daß Jugend Opfer bringen kann, wenn sie daraufhin angesprochen und erzogen wird. Fehlt ihr aber nicht allzuoft das Beispiel der Älteren und ihr gutes Wort, das zur guten Tat aufmuntert?

Von heiligen Zeichen

Von Dr. Emil Meier

I. Das Weihwasser

Wenn etwas zur gedankenlosen Handlung geworden ist, dann ist es das Nehmen des Weihwassers. Wie viele denken noch etwas dabei? Mechanisch fährt die Hand ins Weihwasser und fuchtelt dann in Art eines Kreuzzeichens auf Stirne und Brust herum. Gedacht wird nichts. Es gehört einfach zum Betreten der Kirche.

Was wäre sinnvoll? Schon die Römer hatten am Eingang ihrer Tempel Becken mit Wasser aufgestellt. Dem Wasser wohnt die Symbolkraft des Reinigens inne. Besprengte sich der Besucher des Heiligtums damit, so wollte er sich in Erinnerung rufen und die entsprechende Gesinnung erwecken; du sollst rein vor Gott, den Reinsten hinzutreten. Nehmen auch wir in dieser Absicht das Weihwasser! Machen wir bewußt, besinnlich das Kreuzeichen. Im Hause Gottes, im Raum, wo Christus wohnt, geziemt uns Ehrfurcht. Jetzt sollen wir uns vor dem Heiligsten wissen. Wir kommen um zu beten. So soll unser Geist und Herz bei Gott sein. Das Menschliche und Weltliche darf uns nur noch so weit beschäftigen, als wir es vor den Ewigen tragen. Daß wir mit der reinen Absicht der Gottesverehrung und unserer Heiligung die Schwelle der Kirche überschreiten — deswegen besprengen wir uns mit dem geweihten Wasser. Es soll diese Gesinnung in uns erwecken und unsern Reinigungswillen symbolhaft andeuten.

II. Das Kreuzzeichen

ist zum weitaus gebräuchlichsten und heiligsten aller Zeichen geworden. Als erste Symbolhandlung wurde in der alten Kirche am Taufbewerber zu Beginn der Vorbereitungszeit die Bezeichnung mit dem Kreuze vorgenommen. In feierlicher Weise zeichnete ihm der Bischof das Kreuz auf Stirne, Augen, Mund und Brust. Heute beginnen in unserer Kirche alle heiligen Handlungen, das Meßopfer, die Spendung der Sakramente, alle Gebete mit dem Kreuzzeichen. "Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes", sprechen wir und machen gleichzeitig über uns das Zeichen des Kreuzes.

Weil das Kreuzzeichen so häufig gemacht wird, unterliegt es der besonderen Gefahr der Sinnentleerung und Gedankenlosigkeit. Was für schludrige Faxen da gesehen werden! Es darf nicht sein. Geben wir ihm in Ehrfurcht seinen Sinn zurück. Wer das Kreuz über sich schlägt, will damit immer neu bekennen: Ich bin Jünger Christi, des Gekreuzigten. Ich unterstelle meine Person, mein Leben dem Herrn. In seinem Geiste, in seiner Gesinnung will ich jetzt die heilige Handlung, das Gebet beginnen. In Erinnerung an meine Taufe im Namen der Dreifaltigkeit Gottes soll auch mein Leben getragen werden von der Ehrfurcht und Liebe und Dankbarkeit zu Gott dem Vater, meinem Schöpfer, zu Gott Sohn, meinem Erlöser, zu Gott dem Heiligen Geist, meinem Heiligmacher. Das Zeichen des Kreuzes ist das Zeichen unserer Jüngerschaft Jesu, das Symbol unseres Heiles und unserer Kraft. Darf es zu einem unverständlich-sinnlosen Gefuchtel werden? Ein andächtiges Kreuzzeichen ist schon Sammlung und Gebet.

III. Die Kniebeuge

Es steht geschrieben: "So wahr ich lebe, spricht der Herr: Vor mir soll jedes Knie sich beugen und jede Zunge soll Gott preisen." Im Gloria beten wir: Denn du allein bist der Heilige. Du allein der Herr. Du allein der Höchste: Jesus Christus. Wo dieses Bewußtsein lebendig ist, wo auch nur ahnungsweise die alles überragende Größe Christi erkannt und gefühlt wird, da muß es dem Menschen zur besonderen, auch äußerlich bekundeten Verehrung drängen. Von der Hoheit Christi überwältigt und hingerissen ruft der Völkerapostel aus: "Jede Zunge soll zur Ehre Gottes des Vaters bekennen: Jesus Christus ist der Herr." Von diesem Geiste der Bewunderung und Ehrfurcht getrieben, beugt die Kirche selbst in ihrer Liturgie das Knie — wie oft allein beim heiligen Opfer, und läßt auch uns die Knie beugen vor dem Herrn. Gott allein ist groß — machen wir uns klein vor ihm, anerkennen wir seine Größe! — Das ist der Sinn der Kniebeugung. Eine würdige beseelte Kniebeugung vor Jesus Christus mit dem inneren Wort und Ausruf: Du Großer! Du Herrlicher! Du über alles Liebenswürdigster! ist volle Anbetung, ist schon echtes Gebet. Auch hier keine Routine und Oberflächlichkeit! Jede unserer Kniebeugung sei eine ehrfürchtig vollzogene Huldigung an Jesus Christus.

IV. Das Schlagen an die Brust

ist das Zeichen, daß der Mensch sich seiner Schuld und Sünde bewußt, sein Herz in Zerknirschung und Reue erschüttern will. Ist Bekenntnis, Sünder zu sein, der der Erbarmung und Verzeihung Gottes bedürftig ist. Dieser Ausdruck unserer Bußgesinnung ist am Platze im Confiteor, wenn wir gestehen, daß wir oft, sehr oft gefehlt haben in Gedanken und Gesinnung, durch Worte und Werke, und beifügen müssen: durch unsere Schuld, durch unsere Schuld, durch unsere größte Schuld. Ist am Platze beim Agnus Dei, wenn wir beten: Lamm Gottes, das du hinwegnimmst die Sünden der Welt, erbarme dich unser. Wenn der Priester aber bei der Wandlung die Hostie erhebt oder vor der Austeilung des heiligen Leibes Christi eigens sagt: "Ecce Agnus Dei", "Schaut, das ist das Lamm Gottes", dann wollen wir das Haupt nicht senken, sondern voll Glauben und Liebe aufschauen zur Hostie, die das Größte und Heiligste auf Erden zugleich zeigt und verhüllt, zu Jesus Christus, unserm Herrn. –

Möge sich eurem Glauben ein kindliches Vertrauen zu derjenigen verbinden, die sich so oft in eurer Geschichte als Fürsprecherin, Zuflucht und Schutzherrin gezeigt hat. Fahrt fort, euch an sie zu wenden mit Inbrunst und Vertrauen. Ihr vertraut die großen Anliegen der Kirche an, insbesondere das Ökumenische Konzil, das jetzt im Mittelpunkt Unserer Gedanken und Sorgen steht und auf das Wir große Erwartungen für das Seelenheil setzen. Papst Johannes XXIII.

Eine Bruecke fuer Fraeulein Wendler

Von Herta Grandt

Jeden Morgen, wenn sie die Tasche mit dem Frühstücksbrot in das untere Fach ihres Arbeitstisches legte, hatte sie eine Woge von Verdrossenheit und Schwermut niederzukämpfen. Es währte nicht lange. Sobald der Stenogrammblock aufgeschlagen war und der erste Bogen durch die Maschine glitt, verflüchtigte sich das bittere Gefühl sofort, doch es kam eben jeden Tag wieder, und manchmal schob es sich auch in eine Arbeitspause ein wie ein grauer, sickernder Regen, der alle Schönheit des Lebens dämpfte und verwischte. Es bedrückte sie sehr, und zuzeiten wartete sie auf das Klingelzeichen aus dem Zimmer des Chefs oder aus dem Sitzungssaal: Fräulein Wendler, Stenogramm bitte! wie auf eine Erlösung. In Gegenwart des ewig an seiner Zigarre kauenden Chefs oder gar vor dem versammelten Aufsichtsrat, der ihr immer wie ein einziger Berg von Arbeitseifer erschien, gekennzeichnet durch scharfsinnig gefurchte Stirnen und vielfarbige Krawatten, vergaß sie die beständig an ihr nagende Traurigkeit und Hoffnungslosigkeit ganz und gar, und anders hätte sie den häufigen Zurufen: Bitte schreiben, Fräulein! oder: Haben Sie, Fräulein Wendler? wohl auch nicht gerecht werden können. Es gab ja aber auch stille Tage im Büro, es gab Freizeit und Ferien, und da schlich es sich dann immer wieder tückisch an sie heran, nahm ihr den Glanz aus den Augen und alle Freudigkeit aus dem Gemüt: Es hat ja doch alles keinen richtigen Sinn. Seit achtzehn Jahren nun tat sie schon jeden Tag dasselbe: Stenografieren, Maschinenschreiben, Durchschläge abheften. Dazwischen kam dann mal die Klingel vom Chef oder das Leuchtzeichen aus dem Sitzungssaal. Sonntag lag man auf dem Balkon, las ein Buch oder fuhr auch ein Stück ins Grüne. Allein oder mit Kollegen. Nein, im tiefsten Sinne doch immer allein, ganz einsam, für sich. Eine Büromaschine war man geworden, die tadellos arbeiten mußte und dafür ein Gehalt bekam, für das man sich nett anziehen, gemütlich wohnen und auch mal ins Theater gehen konnte. Weiter war man nichts. Früher hatte es noch ein paar Hoffnungen gegeben, ein paar Träume, daß einmal alles anders würde. Aber jetzt? Vorbei.



Der eine Traum damals hieß Peter, besaß ein nettes Sportkabriolet und schwärmte für moderne Musik. Wirklich ein lieber Kerl, und in der Johanneskirche wollten sie sich trauen lassen. Aber einmal kam sie dahinter, daß er nicht allein für moderne Musik, sondern für die Abwechslung überhaupt schwärmte. Sie ging hinter den Beiden her, die ganze Goethestraße hinunter bis zum Café Eden, wo das Paar dann Arm in Arm, zärtlich miteinander lachend und schwatzend, verschwand.

Darauf blieb Ilse stehen, überdachte, wie oft sie selber mit Peter ins Eden abgebogen war, Arm in Arm und Hand in Hand, so unbekümmert und heiter. Wieviele Male denn? Sie konnte es nicht zählen. An der Kreuzung Hansastraße wäre sie beinahe gegen ein Auto gerannt. Sie war wie betrunken. Die Häuser standen still und fest unter dem silberdunstigen Abendhimmel der Stadt wie früher. Sie neigten sich vor und zurück und bildeten merkwürdige bizarre Schatten. — Als sie endlich wieder in ihrer Wohnung war und in den Garderobespiegel schaute, erschrak sie vor den tiefen Schatten in ihrem eignen Gsicht. Danach aber erfrischte sie sich im Waschraum, trank ein Glas Limonade und schrieb einen Brief. Nicht sehr lang, nur das Notwendigste, wie ja überhaupt dieser Brief, wie sie nun begriff, eine sehr einfache und notwendige Sache war. — Nun war es geschehen. Man lebte weiter und nicht einmal schlecht.

Dann aber kam die zweite Enttäuschung, und die war schmerzlicher und schwerer, wie ja auch die Hoffnung zuvor eine ernsthaftere und größere gewesen war. Er hieß Theo. war Witwer und hatte zwei nette Mädels, die schon Tennis spielten.

Aus einem Auto machte sich Theo nicht viel, und vor dem Café Eden brauchte sie bei ihm keine Angst zu haben. Nur als sie dann den Wunsch äußerte, die Trauung möge in Sankt Marien stattfinden, legte er Messer und Gabel nieder und sah sie aus seinen gutmütigen blauen Augen mit grenzenlosem Erstaunen an: "St. Marien! Natürlich Ilsekind. Ich habe keine Ahnung. Bin seit bald zwanzig Jahren in keiner Kirche gewesen, doch wenn du Wert auf solche Dinge legst. Warum nicht. Nur vor den Mädels mußt du sehen, da die richtige Form zu finden. Die Gesellschaft kichert über alles, Du weißt ja . . ."

Nun, sie hatte sich Mühe gegeben, die "richtige Form zu finden", gegenüber den Mädels und auch gegenüber Theo. Sie hatte nicht geschimpft, wenn die jugen Damen vor Lachen prusteten, und sie hatte auch nicht geweint, wenn der Mann hinter dem Eingangspfeiler der Kirche stehen blieb, wenn sie nach vorn ging, um vor dem Hochaltar zu knien. Sie hatte versucht, ihren Glauben ganz unauffällig, still und bescheiden mithineinzunehmen in die neue Gemeinschaft, der sie nun bald so innig angehören sollte. Aber, weiß der Himmel, warum es ihr nicht gelang. Sie war doch ganz gewiß keine "Betschwester" und keine "Rosenkranzmühle", wie die Mädels sich ausdrückten, wen sie auf dem Wege zum Tennisplatz den Kirchgängern nach der Frühmesse begegneten. Sie wollte doch nur gerade das, was Theo als letztes Siegel hinter den Versuch eines jeden Gespräches über Gott nud die letzten Dinge zu setzen pflegte: Selig werden nach ihrer Façon. Und sie wollte natürlich, daß der Mann dieses Wollen wenigstens begriff und ihr soviel Raum und Zeit ließ, wie sie nun einmal brauchte dafür. Es war ja wirklich nicht viel. Aber sie mußte erfahren, daß gerade das, was sich eine "freie Weltanschauung" nannte, in Wahrheit sehr unduldsam und kleinlich war. Sie beanspruchten zwar für sich selber alle Ungebundenheit und Freiheit, verlangten aber von dem Anderen Takt und Selbstverleugnung ohne Ende. Ob man nun in die Frühmesse ging oder erst in das letzte Amt, sie fanden all dies äußerst amüsant und komisch. Ilse kam so weit, daß sie sich genierte, das kleine Etui mit dem Rosenkranz in ihrer Handtasche zu haben, und daß sie Kruzifix und Muttergottesbild über ihrem Bette mit einem leisen inneren Unbehagen zu betrachten begann. Was würde Theo wohl sagen, wenn sie nach lebenslanger Gewohnheit hier vor dem Schlafengehen niederkniete? Sollte sie auch dies aufgeben? Nein, nein, nein! Ilse hatte es mit einer letzten endgültigen Aussprache versucht, aber Theo war nicht zu packen, nicht zu treffen gewesen: "Aber Ilsekind, ich bitte dich. Denk doch an unsere schönen Stunden, an unsere Zukunft."

"Eben darum", beharrte sie. "Ich denke, daß unsere Zukunft nicht aus lauter schönen Stunden bestehen wird, und daß wir deshalb miteinander ins Reine kommen müssen."

"Aber denk an die Mädels, Ilse, sie haben so ganz andere Sachen im Kopf als diesen altmodischen, frommen Kram. Sie sind junge moderne Menschen, und sie sollen doch glücklich werden, nicht wahr?"

"Gewiß Theo, sie sollen glücklich werden. Aber du meinst, ein Mensch, der es ernst nimmt mit seinem Glauben und mit der — 'frommen Kram', der sei weniger modern und habe weniger Aussicht, glücklich zu werden."

"Ach, Ilse, du redest ja wahrhaftig wie ein Heidenmissionar, ein Wanderprediger oder so etwas."

Er hatte gelacht, dröhnend und gutmütig, wie so oft, und nicht geahnt, daß dieses Lachen der letzte Ton einer verklingenden Hoffnung war.

Drei Jahre waren inzwischen hingegangen, einsame, lange Jahre. Nun saß sie eben wieder an ihrer Maschine, übertrug einen Geschäftsbrief vom Stenogramm auf den Firmenbogen und kämpfte den Rest ihrer morgendlichen Verstimmung nieder. Abends, auf dem Nachhauseweg, trat sie dann in St. Marien ein, ging den Mittelgang hinunter und kniete vor der Madonna mit den sieben Schwertern im Herzen. Es war ein altes Bild, doch ohne künstlerischen Wert. Das Gesicht der Muttergottes leer und flach, die zum durchbohrten Herzen weisende Hand farblos und ohne Konturen, wie aus Gips.

Ilse hätte nicht gern mit Theo oder seinen Töchtern vor diesem Bilde stehen mögen. Sie hätte das mühsam unterdrückte Lachen der Mädchen gespürt und Theos nachsichtiggutmütige Überlegenheit. Und das Schlimmste: Sie hätte zur Verteidigung des Bildes kein einziges Wort gefunden, es war tatsächlich eine ausgesprochene, schlechte, kitschige Darstellung. Und dennoch liebte sie das Bild. Warum nur? Aus Gewohnheit einfach? Aus Anhänglichkeit an Dinge und Gefühle, mit denen man groß geworden und verwachsen war? Hatte sie dafür ihr Glück geopfert? Dafür allein? Für eine Gewohnheit?

Sie hob die Augen in bittender Frage zu dem Madonnengesicht empor. Und dann, während ihr Blick gerade unscharf zu werden begann von aufsteigenden Tränen, traf ein später Sonnenstrahl genau das leicht geneigte Antlitz der Himmlischen, und zugleich blühte in den glatten Zügen ein echtes Leben auf, wirklicher Schmerz und wirkliche Tröstung.

Ilse fühlte ihr zerquältes Herz von einem warmen, lieben Hauch berührt, von jenem unsagbaren Glück, das nur der Glaube zu schenken vermag. Ihr war, als hätte ein Engel die alte Kirche betreten und ihr Linderung gebracht. Sie begriff, was sie eigentlich ja längst schon wußte, daß es auf das Bild dort am Altare allein nicht ankam, sondern vor allem auf das Herz, das betete und glaubte. Auch die Engel kamen vergeblich mit ihrer Botschaft, wenn das Herz nicht bereit und offen war. So flüsterten ihre Lippen die Worte des uralten, nie versagenden Gebetes: . . . Du wunderbare Mutter, Du Mutter des guten Rates . . .

Sie betete, bis das Licht in den hohen Buntglasfenstern erlosch, und nur noch das Flämmchen der ewigen Lampe rubinrot vor dem Tabernakel glühte. Beim Verlassen der Kirche dann trat unter dem fast schon finsteren Portal ein Mann auf sie zu und blieb dicht vor ihr stehen, schweigend, verlegen, den Hut in den Händen drehend: Theo.

"Ja, ich bins", sagte er leise, "erschrick nicht. Ich habe schon oft hier gewartet."

Sie blickte verwundert zu ihm auf, konnte aber jenen spöttischen überlegenen Zug, der sie immer so sehr geärgert hatte, in seinem Gesicht nicht entdecken. Nachher auf der Straße brachte er es dann stockend heraus: Seine Älteste, die kaum achtzehnjährige Eva erwartet ein Kind, und der Mann war, ohne sich weiter um sie zu kümmern, unbekannt abgereist.

"Man hätte die Kinder vielleicht doch ein bißchen anders erziehen sollen. So nach einer inneren Ordnung oder nach einem höheren Gesetz, wie Du es immer nanntest, Ilse. Aber nun ist es zu spät."

"Es ist nie zu spät, Theo."

Sie blickte rasch zur Seite, obwohl die Dunkelheit ihr Erröten völlig verbarg. Früher hätte sie es nicht fertig gebracht, so zu ihm zu sprechen. Inzwischen aber hatte die Mutter des guten Rates eine Brücke zwischen ihnen gebaut, eine Brücke aus Kummer, Schmerz und Enttäuschung, über die aber jeder Licht und Liebe von einer Einsamkeit zur anderen tragen konnte. –

Erfindungen von 1893

Eine späte Nachlese von der Weltausstellung in Chicago

Im Jahre 1893 besuchte der klassische deutsche Kriegsberichterstatter Wippchen, alias Julius Stettenheim, ausnahmsweise keinen Kriegsschauplatz, sondern die Weltausstellung in Chicago. Die zehn Berichte, die er von dort dem "Kleinen Journal" in Berlin, in dem ihm eine eigene "Wippchen"-Beilage zur Verfügung stand, sandte, lassen an Drastik und Sprachgewalt nichts zu wünschen übrig. Davon zeugt die nachfolgende Teilwiedergabe seiner Eindrücke im Erfinder-Pavillon, den er selbst um einige kühn erfundene Wortneubildungen bereicherte:

Die Mausefalle mit Dampfbetrieb

Hat man eine Maus lebend gefagen, so steckt man sie in diese Maschine, deren Heizung höchstens eine Mark täglich kostet. Die Maus wird durch eine sehr sinnreiche Einrichtung mit Speck überfüttert und gleichzeitig verhindert, sich Bewegung zu machen. Auf diese Weise geht das lästige Tier an Herzverfettung und geschwollener Leber nach kaum zweimonatlicher Krankheit zugrunde. Dann wirft die Maschine die selige Maus hinaus, und diese kann von jedem Hausgnossen gefahrlos eingescharrt werden.

Der Eierkocher des Columbus

So betitelt der geniale Erfinder eine überraschend einfache Maschine, mit deren Hilfe die Hausfrau fortwährend hart- oder weichgekochte Eier im Hause haben kann, und zwar in ungezählten Mengen. Die Maschine ist eigentlich ein aus Parterre und Dach bestehendes eisernes Gebäude, welches nicht höher ist als ein untersetzter Mann. Das Paterre bildet einen offenen kupfernen Kessel, der ein wenig siedendes Wasser enthält, solange das Feuer unter demselben genährt wird. Das Dach ist der Hühnerhof. Die dort von den Hennen gelegten Eier verschwinden sofort durch unsichtbare Klappen und fallen in das parterre kochende Wasser. Das Legehuhn, welches, sich umsehend, sein Ei sofort vermißt, wird dadurch in den Wahn versetzt, es habe noch nicht gelegt und macht sich aufs neue ans Legen, wodurch ein gesteigertes Eiern eintritt und sich fortwährend ein Eierregen in das heiße Wasser ergießt. Die schon nach dreimonatlicher Danaidenarbeit verrückt werdenden Hennen werden gegessen und durch neue ersetzt, die aus etlichen Eiern in der mit dem Kessel in Verbindung steenden Brutmaschine gewonnen werden.

Künstliche Hühneraugen

Es sind dies Glassplitter, welche in die Zehen eingeschraubt werden und ebenso wehtun, wie echte Hühneraugen. Sie sind für Leute bestimmt, die nach einem Vorwand suchen, um nicht ausgehen zu müssen.

Vergissmeinnicht

Um Stöcke und Schirme niemals irgendwo stehen zu lassen, hat ein findiger Kopf unter diesem Namen einen Apparat erfunden, der sehr leicht an dem Stock oder dem Schirm anzubringen ist. Es ist dies eine Maschine, die höchstens 30 Pfund wiegt und vermöge eines Uhrwerks alle fünf Minuten einen Schuß abgibt. Dadurch wird der Stock- oder Schirmbesitzer daran erinnert, daß er da, wo der Pulverdampf sichtbar wird, etwas stehen hat, was er beim Fortgehen mitzunehmen wünscht. So teuer der Apparat ist — er kostet 60 Dollars und jeder Schuß etwa 25 Cents, — so macht er sich doch im Laufe der Zeit reichlich bezahlt.

Zu Bett! Zu Bett!

Um Kinder ins Bett zu schrecken, hat ein findiger Kopf eine Figur sehr sinnreich erdacht, die zu dem Besten gehört, was in dieser Art erfunden worden ist: einen Teufel in Lebensgröße, dessen Uhrwerk die Mutter aufzieht, wenn eines ihrer Kinder nicht schlafen gehen will. Sobald der Teufel aufgezogen ist, stürmt er in das Zimmer, in welchem sich das renitente Kind befindet, und beginnt zu brüllen, Feuer zu speien, einen hinreichenden Gestank auszuströmen, mit einem Besenstiel um sich zu schlagen und schreckliche Grimassen zu schneiden. Bis das Uhrwerk abgelaufen ist, schläft das Kind ganz gewiß und hat sich vorgenommen, niemals wieder unartig zu sein.

Verdoppler

So heißt mit vollem Recht ein Apparat, welcher aus jedem Streichholz zwei herstellt, indem er es kunstgerecht spaltet. Auf diese Weise spart man an jeder Schachtel mit Sicherheit die Hälfte des Kaufpreises. Überdies spaltet der Apparat auch Federhalter, Bleistifte, Spargel, Pinselstiele und Süßholzstangen.

*

Ich will die Liste der wirklich praktischen Erfindungen, an denen Amerikaner so sehr reich werden, hier schließen. Die Zahl dieser Erfindungen ist zwei bis drei Legion, und mir müßte ein Blatt von Kölner-Dom-Höhe und Elbe-Breite zur Verfügung stehen, wollte ich auch nur einen kleinen Löwenanteil dieser interessanten Neuigkeiten nahmhaft machen, welche die Edisöhne dieses Landes ausbrüten, um das Leben bequemer zu gestalten. Für alles und jedes ist gesorgt; es fehlt nur noch eine Maschine, welche die Kinder von der Geburt an wäscht, kleidet, in den Schlaf singt, trockenlegt, die Mädchen lehrt, den Knaben wehrt, weise herrscht im häuslichen Kreise und um die Spindel den Faden dreht, daß sie nur so schnurrt.

Allerdings vermisse ich eines: ein Universalmittelbuch, ich meine ein Buch, aus welchem der blätternde Mensch sich auch auf ideale Fragen eine Antwort holen könnte. Ein solches Buch fehlt. — Man spricht von dicker Freundschaft. Aber wie entfettet man sie? — Es hat jemand einen losen Mund. Wie befestigt man ihn? — Ein Vergleich hinkt. Wie heilt man ihn? — Ein langweiliger Redner will eine Pauke halten. Wie nimmt man sie ihm weg? — Wenn mir der Boden unter den Füßen brennt, wie lösche ich ihn? — Ich komme auf den Hund. Wem schenke ich ihn? — Es wirft mir jemand den Handschuh hin. Warum nicht ein Paar? — Ich muß das Bett hüten. Kann das nicht ein anderer besorgen? — Mir wird etwas zu Wasser. Wie wird mir etwas zu Rheinwein?

So könnte ich noch fort und fortfahren, um zu beweisen, wie ungemein wichtig ein Buch wäre, welches brennende Lebensfragen löst und Universalmittel enthält: Aus einem Tausendsassa zwei à fünfhundert zu machen. — Dunkle Existenzen zu beleuchten. — Blinde Passagiere sehend zu machen. — Einen Bock sicher zu schießen. — Überflüssigen Versfüßen Beine zu machen. — Den gezogenen Kürzeren zu verlängern. — Aus einer Mördergrube wieder ein Herz zu machen. — Lunte angenehm zu riechen. — Schiefe Ansichten in gerade zu verwandeln. — Aus einer langen Weile mehrere kurze zu schneiden. — Einen grünen Jungen durchzubläuen. — Schmale Kost breit zu schlagen. — Luftschlösser bewohnbar zu machen. — Einen geschwollenen Kamm von der Geschwulst zu befreien. — Den höher hängenden Brotkorb wieder herunterzureißen. — Einen hartgewordenen Landgrafen wieder weich zu machen. — Einen Korb zu bekommen und doch Hahn in demselben zu werden. Usw. usw. –

*(**Ausgegraben** von WR)*

Aus der katholischen Welt

In der israelitischen Nationalversammlung kam es zu einer Debatte um die Auslegung der Heiligen Schrift. Die jüdische orthodoxe Partei "Agoudat" hatte einen Antrag eingebracht, in dem Ministerpräsident David Ben Gurion getadelt wird, weil er davon gesprochen hatte, daß "600 Israeliten" von Moses aus Ägypten geführt worden seien. Der Sprecher der Partei, der Rabbiner Levin, erklärte, diese Äußerung widerspreche der biblischen Überlieferung, die viel höhere Zahlen angebe. Ben Gurion erwiderte, es habe sich um eine private Meinungsäußerung in einem Studienzirkel gehandelt. Die Nationalversammlung lehnte den Antrag mit 61:6 Stimmen bei 6 Enthaltungen ab. Man muß bei solchen Debatten berücksichtigen, daß der säkularisierte Staat Israel sich auf die biblische Überlieferung als einer seiner Grundpfeiler beruft.

Im Anschluß an die Volksmission, welche im Auftrag der lateinamerikanischen Bischofskonferenz in seelsorglich besonders verlassenen Gebieten Nicaraguas stattfand, richtete der Landrat von Managua, Patricio Ruiz Guillén, ein Schreiben an das Generallat der Styler Missionare in Rom, in welchem er aufführt: "Seit 1922 ist Palacagüina, eine Stadt mit über 15 000 Einwohnern, in unserem Landkreis ohne Seelsorger. Yalagüina, eine weitere Stadt in der Nähe mit 10 000 Einwohnern wird ebenfalls seit Jahrzehnten seelsorglich nicht mehr betreut. Tausende von Kindern wachsen ohne Taufe und Firmung uaf."

Wie in anderen asiatischen Ländern hat sich auch in Vietnam innerhalb des Buddhismus eine Wandlung vollzogen. Der Neubuddhismus der jungen Generation weicht in vielem grundsätzlich vom traditionellen Buddhismus mit seiner beschaulichen Passivität ab. Besonders unter den aktiven buddhistischen Laien ist man heute der Meinung, daß die "buddhistische Passivität" überholt sei und alle Buddhisten die Pflicht hätten, ihren Glauben über die ganze Erde auszubreiten. Die Aktivität dieser Kreise hat allerdings zu wiederholten Kontroversen geführt, namentlich mit den betont traditionell eingestellten Bonzen. Doch die jungen Laien halten ihnen entgegen, daß eine "undynamische" Religion zum Sterben verurteilt sei. In Vietnam gehören viele jüngere Bonzen zu den Missionseifrigen; man sieht heute Mönche mit Autos oder Motorrädern in den Straßen herumfahren, um die Schulen, Universitäten und Familien zu besuchen. Das war vor wenigen Jahren völlig undenkbar. Die Familien werden von den Mönchen und Laienaktivisten aufgefordert, ihre Kinder nur noch in jene Schulen zu schicken, in denen der buddhistische Religionsunterricht obligatorisch ist. Und während sich früher der Buddhismus in keiner Weise mit karitativen Werken abgab, herrscht jetzt auf diesem Gebiet — angespornt durch die katholische Mission — eine rege Tätigkeit. So wurden eine Reihe von Waisenhäusern und Kindergärten gebaut, um die Buddhisten von den katholischen Instituten abzuhalten. Wenn die missionarisch eingestellten jungen Buddhisten ihre karitative Tätigkeit einmal systematisch aufgebaut haben, werden sie ohne Zweifel große Erfolge erzielen, denn an Geld mangelt es ihnen nicht. Ihre Anhänger, zu denen Mitglieder der reichsten Schichten gehören, sind zu beträchtlichen Abgaben für die Religionsgemeinschaft verpflichtet.

VATIKAN — *Große Papstaudienz vor dem Petersdom für Olympiateilnehmer.* – Papst Johannes XXIII. hat am Vorabend der Olympischen Spiele den teilnehmenden Sportlern und deren Begleitern auf dem Petersplatz eine große Audienz gegeben und in lateinischer Sprache das Wort an sie gerichtet. Die Rede wurde anschließend von Geistlichen in eine Reihe moderner Sprachen (Deutsch, Englisch, Französisch, Spanisch, Polnisch, Russisch, Arabisch, Rumänisch, Ungarisch und Japanisch) übersetzt. Der Vatikansender und der italienische Rundfunk übertrugen Audienz und Papstrede.

Jahrestag der Primiz Johannes' XXIII. – Über 15 000 Personen wohnten am 10. August der Volksaudienz in Castel Gandolfo bei. In seiner Ansprache erinnerte der Papst daran, daß er gerade vor 56 Jahren, am 10. August 1904, Primiz gefeiert habe. Diese Nachricht wurde von den Gläubigen mit großem Beifall aufgenommen.

Eine Filmeinrichtung für den Papst – Ein Privatkino für Papst Johannes XXIII. und ein Hubschrauberlandeplatz werden gegenwärtig im Vatikan eingerichtet. Der Papst konnte bisher nur Kurzfilme ansehen, wobei die erforderlichen Apparaturen jedesmal neu installiert werden mußten. Das Problem eines Hubschrauber-Landeplatzes tauchte zum ersten Male auf, als Präsident Eisenhauer im Dezember 1959 anläßlich seines Besuches im Vatikan den Wunsch äußerte, sich nach seiner Audienz beim Papst im Helikopter zum Flughafen Ciampino zu begeben. Damals mußte der Präsident vom amerikanischen Kolleg auf dem Janiculum aufsteigen. Nun soll ein ehemaliger Tennisplatz im höchstgelegenen Teil der vatikanischen Gärten zu einem Hubschrauberlandeplatz hergerichtet werden.

DEUTSCHLAND — *Begeisterter Empfang für Missionsbischöfe in Berlin* – Einen begeisterten Empfang bereiteten die Berliner Katholiken 14 Erzbischöfen und Bischöfen von Missionsdiözesen aus fünf Erdteilen. Die Oberhirten nahmen an einer Missionsfeierstunde des Katholiken-Ausschusses teil. Der große Saal der Musikschule konnte die Zahl der katholischen Bevölkerung aus ganz Berlin nicht fassen, so daß sich Hunderte damit begnügen mußten, die Bischöfe bei ihrer Ankunft und bei ihrer Abfahrt vor der Musikhochschule zu feiern. Der Vorsitzende des Katholiken-Ausschusses, Senator a.D. Eduard Bernoth, begrüßte die Missionsbischöfe und betonte, daß die Katholiken der Weltstadt Berlin immer großes Interesse für die Anliegen der Weltkirche gehabt hätten.

1000 DM für Vatikansender. – Kurienkardinal Gustavo Testa, der als Päpstlicher Legat am Eucharistischen Weltkongreß in München teilgenommen hat, überreichte in Köln Kardinal Frings als persönliches Geschenk zum goldenen Priesterjubiläum 1000 DM, die nach dem besonderen Wunsch des Kölner Oberhirten wie alle Geschenke für den neuen Vatikansender für Afrika verwendet werden sollen.

Drei Kardinäle bei Bundeskanzler Adenauer. – Bundespräsident Dr. Heinrich Lübke empfing in Bonn den japanischen Erzbischof von Tokio, Kardinal Doi, und dessen deutschen Gastgeber, den Kölner Erzbischof Kardinal Frings, zu einer längeren Aussprache. Anschließend empfing auch Bundeskanzler Dr. Adenauer die beiden Kardinäle sowie den ehemaligen Apostolischen Nuntius für Deutschland, Kardinal Muench. Der Bundeskanzler gab zu Ehren der drei Purpurträger ein Mittagessen, an dem u.a. auch der japanische und der amerikanische Botschafter teilnahmen.

KONGO — *Schwestern mußten flüchten.* – Dem Drängen der marokkanischen UNO-Truppen folgend, sind 16 Franziskanerinnen der katholischen Mission von Kimvula im Kongo, 2000 km süd-östlich von Kisantu, in Leopoldville eingetroffen. Die Schwestern leiteten in Kimvula ein Spital, in dem 250 bis 280 Kranke Pflege fanden und das eine Frauenklinik und ein Waisenhaus umfaßte. Die Lage hatte sich in Kimvula so verschlechtert, daß die Situation für die Schwestern unhaltbar wurde.

Aberglaube im 20. Jahrhundert

Hexen unter uns?

Von Erwin Kleine

Das Fernsehen blendet auf. Die Sprecherin sagt eine Sendung an, die für jugendliche Augen nicht geeignet ist. Irgendwo in Süddeuschland. Unter bedrückend grauem Himmel breitet sich ein überschneiter Acker. Das einzige Lebewesen in der trostlosen Landschaft ist eine einsame Frau. Kraftlos stapft sie im Bildschirm auf uns zu. Zerzaust sind ihre Haare, verzweifelt ihre Augen.

Wenig später begegnen wir ihr wieder, in ihrem Dorf. Müden Schrittes naht sie einer Gruppe spielender Kinder. Die Kleinen schrecken auf, als käme der Leibhaftige. Entgeistert rennen sie davon. An langer Leine nachgezogen, gleitet ein verlassener Schlitten aus dem Bild. Keines Kopfschüttelns fähig, tappt die Frau weiter, zum Krämer. Wir sehen sie an der Theke. Scheue, hassende Blicke anderer Kundinnen treffen sie. Kaum wagt der Kaufmann, ihr das erbetene Brot zu reichen. Ist sie eine Aussätzige? Auf der Straße nähert sie sich dem Dorfschwatz einiger Redeseliger. Die Einsame erblicken, auseinanderweichen und sich mit steinernen Gesichtern hinter ihr bekreuzigen, ist eins. Ein hohes Kruzifix im weißen Feld. Weinend schaut das gequälte Weib zum Gekreuzigten empor. Ob sie Ihm noch etwas zu sagen vermag? Letzte matte Schritte führen sie zu einem winterkahlen Baum in der Nachbarschaft des Kreuzbildes. Dort löst sie den um ihren Mantel geschlungenen Gürtel, wirft ihn über einen Ast und knüpft eine Schlinge. Jetzt läßt auch unser Bild sie allein. Nur dies sehen wir: wie das Geäst hart nach unten ruckt. Vorbei . . .

"Hexen unter uns" heißt der Fernsehbericht. Eine der erschütterndsten Sendungen, die je über die Bildschirme gingen. Die Frau war eine "Hexe". Ihre Mitbürger behaupteten es — in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts. Die Bilder freilich waren gestellt, der Fall war echt. Wir treffen noch zahlreiche weitere "Hexen" im Laufe des Fernsehabends, weibliche und männliche. Sie sind nicht "gestellt", denn sie haben überlebt. Überlebt? Viele von ihnen haben die Heimat verloren, mußten flüchten, weil auch sie sonst dem sicheren Untergang geweiht gewesen wären. Die meisten haben schwere materielle Schäden davongetragen; die lassen sich zur Not reparieren. Was an seelischer Zerstörung in ihnen angerichtet wurde, wer weiß, ob das jemals wieder zu heilen ist. Viele Einzelfälle, die an uns vorübergleiten, — und doch nur ein winziger Ausschnitt des Unmaßes an "Hexenqualen", die in unserem sonst so "fortschrittlichen" Land erlitten werden.

Da klappt es irgendwo mit dem Vieh nicht recht, da wird ein Kind krank, da fühlt sich einer in der Entwicklung seines persönlichen oder familiären Lebens beeinträchtigt oder sonst ein Unglück bricht über irgendwen herein. Man sucht Erklärungen und findet sie nicht. Was in der dürren Schulweisheit nicht unterzubringen ist, sich aber doch erlaubt, zu geschehen, wirkt unheimlich. Daß Gott auch Leid zulassen kann, daran glaubt man nicht. Was hält man denn noch von Gott? Bestenfalls ist man bereit, ihn als den braven Weihnachtsmann gelten zu lassen, aus dessen Händen nichts als Zuckerzeug rieselt. Überall aber, wo man nicht oder nur halb glaubt, ensteht leerer Raum. Raum für den Aberglauben, für die Angst vor bösen Mächten zwischen Himmel und Erde.

Blühendes Geschäft

Man holt den "Zauberpriester" auf den Hof, ins Haus. Den Hexenbanner. Er "weiß" viel. Er weiß angeblich, daß sich die bösen Mächte in einem Mitmenschen verkörpern, der dem Stall, der Familie, einem selbst Böses zusinnt. Er hat seine "Weisheit" teils aus mündlicher Überlieferung, teils hat er sie aus alten Zauberbüchern zusammengeklaubt, beispielsweise aus dem"Sechsten und Siebten Buch Moses" mit seinem ebenso blödsinnigen wie schauderhaften Rezepten. Er braucht den Schmöker nicht von Ur-Urgroßvätern zu erben. Vor wenigen Jahren noch wurde er in der Bundesrepublik mit hoher Neuauflage abgesetzt (Feinlederband 111.—DM). Obwohl dieses Buch tausendfaches Unheil anstiftet, gingen seine Verleger in letzter Gerichtsinstanz straffrei aus, von einem Volkskunde-Professor auf das nachhaltigste unterstüzt. Auf dem gepeinigten Rücken angeblicher Hexen werden in der Bundesrepublik heutzutage Vermögen zusammengescheffelt.

Womöglich nimmt der Enthexer auch den Besitz eines sechsten Sinnes für sich in Anspruch oder hausiert mit sonstigen "übernatürlichen" Fähigkeiten. Und das alles kann er so "bescheiden" an den Mann bringen, der biedere Hilfsbereite (der sich nicht selten durch Kartenlegerinnen und andere einschlägige Gewerbevertretungen Kundschaft zuschustern läßt). Geld darf er natürlich nicht fordern. Das würde den Einsatz der "weißen", der günstigen, gegen die "schwarze", die mißgünstige Magie, entmächtigen. Doch wenn man ihm "unversehens" ein paar hundert Mark in die Tasche knüllt oder seiner Frau freiwillige Gaben zusteckt, hat er natürlich nichts dagegen. Daß ein gewerbsmäßiger Hexenbanner täglich seine 300 Mark einstreicht, ist längst nichts Außergewöhnliches; man kennt noch ganz andere Verdienstsummen.

Der Hexenbanner gibt also vor, die böse Macht sei am Werk gewesen. Der Enthexungshokuspokus mit allerkauderwelschen Zaubersprüchen kann beginnen. Je öfter man dabei den Namen Gottes oder der Heiligen Dreifaltigkeit herunterleiert, desto besser. Nicht nur, weil das uralter Magierbrauch ist. Der religiöse Anstrich sorgt auch dafür, daß Gewissen, die womöglich doch noch erwachen könnten, um so fester schlafen.

Selbstverständlich hat der Hexenbanner daneben handfeste Mittelchen bereit: von magischen Zeichen über abscheuliche Zauberdrogen (die es erstaunlicher auch im Atomzeitalter bei manchem Apotheker noch zu kaufen gibt) bis hin zum scheußlichsten Unflat, vor dem man sich gemeinhin erbricht, der aus des "Meisters" Händen jedoch wie Manna vom Himmel angenommen wird. Natürlich hält er auch die "stellvertretenden Hexenprügel" für wirksam: die Hexe verliert ihre Macht, wenn man ein anderes Lebewesen an ihrer Stelle blutig schlägt. So kommt es nicht selten zu unsagbaren Tierquälereien (bis Zum Zerreißen einer Kreatur bei lebendigem Leibe). Unch auch Men-

schen mußten sich schon anstelle einer "Hexe" peinigen lassen, gelegentlich bis zum Tode.

"Verbrennen müßte man sie!"

Da erscheint denn die arglose Müllerin oder Meierin, um ein paar Eier zu holen, um eine entliehene Pfanne zurückzubringen. Der Bauer erblickt sie. Ihm fährt der Hexenschreck in die Knochen. Er greift nach dem erstbesten Besen, nach der erstbesten Mistgabel und stürzt auf die Arme los. Entsetzt flieht sie. Sie weiß nicht, wie ihr geschieht. Man war doch gestern noch gut Freund, die Huberleute und sie? Doch bald dringt feinseliges Geraune im Dorf an ihre Ohren. Sie ist tot für die andern. Ihr Leben ist vernichtet, auch wenn sie es nicht von sich wirft. Sie ist ja eine "Hexe". Und jener Hexenbanner, dessen sich unser Fernsehreporter mit viel Mühe bemächtigte, er scheut sich nicht, zu bedauern, daß man derlei "Gelichter" heutzutage nicht mehr verbrennt . . . in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts!

Die finstere Geschichte des Hexenwahns ist alt. Sie ist traurig interessant. Doch ersparen wir sie uns. Was heute und hier, was mitten unter uns geschieht, da smuß uns treffen! Es geht um Menschen! Um die verzweifelte Frau im Schnee. Um den Jugendlichen, der seinen Großvater erschlug. weil er sich von ihm behext wähnte, und sich dann selbst das Leben nahm. Um die Mutter, die sich vor den Zug warf, weil sie — nach einschlägiger Vorbereitung — ihr Neugeborenes für verhext hielt. Und den Arbeiter, der an einem ihm verabreichten Enthexungsmitte übelster Sorte zugrunde ging. Um die Bemitleidenswerte, die in die Heilanstalt mußte, weil man ihr "den Teufel in den Leib" geredet hatte. Um die Jungverheiratete, die sterbend ins Spital eingeliefert wurde, nachdem ihr Mann und dessen Familie sie — als "Hexe" — zu Tode geprügelt hatten. Um die Frau, die man in einem Dunkelraum mit Schlägen und Quälereien aus der Welt schaffte, weil sie angeblich dem Vieh Hexenschaden zugefügt hatte. Es geht um zahllose Männer und Frauen, denen man jeden menschlichen Daseinsort raubt, denen man jeden Halt zerschlägt, weil man ihnen Hexenkünste unterstellt. Um die Ungezählten, die nervlich zusammenbrechen, deren Seelen und Sitten (denn auch das Sexuelle spielt bei diesen trüben Kapiteln seine trübe Rolle) man zerrüttet. Um die vielen, die einfach "Hexe" sein müssen, weil ihre Mütttter oder Väter es nach der Volksmeinung auch schon waren. Um sie alle geht es, um Mitmenschen!

Selbst Akademiker

Das Unheil beschränkt sich nicht auf gewisse Gegenden da und dort im Land. Kundige behaupten, jede Stadt Deutschlands habe mehrere "Hexen", kaum gäbe es ein "hexenfreies" Dorf. Und nicht nur einfältige Leute huldigen dem Aberglauben. Für ein süddeutsches Gebiet zum Beispiel werden 95 Prozent der Bevölkerung als hexengläubig genannt, für einen norddeutschen Bezirk 65 Prozent, unter ihnen Ärzte und Lehrer. Allein in der Lüneburger Heide stellte man vor einigen Jahren 231 als Hexen gebrandmarkte Frauen und 82 Hexenbanner fest.

Damit das Unwesen blühe, liefern wer weiß wie viele Geschäftsleute, ohne auch nur einen Augenblick schamrot zu werden, allen einschlägigen Klimbim dazu (offen, mit Firmsiegel usw.). Wissende wagen aus Furcht vor Geschäftsschädigung nicht den Mund aufzutun. Länderregierungen und Standesvertretungen halten sich vor der Wirklichkeit die Augen zu. Juristen bagatellisieren (über-aufgeklärt oder blind) offenkundige Verbrechen. Hüter der öffentlichen Ordnung fürchten das "heiße Eisen". Dabei vertritt die Polizei den Standpunkt, daß 99 Proznt aller Hexenvorkommnisse überhaupt nicht bekannt werden.

Man faßt sich an den Kopf. Man schreit nach dem Staatsanwalt, nach dem Richter! Der alte Volksschullehrer Kruse in Hamburg, der ein Leben daranwandte, den Hexenwahn anzuprangern, durfte sich glücklich schätzen, als endlich ein paar faßbare Delikte mit Mindesstrafen belegt wurden. Aber was heißt schon faßbare Delikte? Selbst wenn die Justiz nicht so lendenlahm wär: zum Kern des Verbrechens kann sie kaum vordringen. Sie kann bestenfalls gegen unlautere Geschäfte, gegen üble Nachrede, gegen nachweisbare Sittlichkeitsvergehen und anderes einschreiten. Das Hexen-Verbrechen selbst, das Verbrechen, das man an schuldlos Verfemten begeht, kriegt sie nicht in den Griff. Es ist vor dem Tribunal tabu, weil es kein Hexengesetzt gibt. Nirgendwo in Europa übrigens, mit Ausnahme des kleinen Lichtenstein.

Wie lange noch?

Vor Jahren schon wurde Kruse, dem "Hexenanwalt aus Gewissenszwang", vom Bundesjustizministerium zugesichert, die kommende Rechtsreform werde sich auch auf diesem Felde betätigen. Noch wartet Kruse, noch warten gepeinigte Menschen, deren Zahl niemand kennt. Wie lange noch muß gegen den abscheulichen Hexensabbat des zwanzigsten Jahrhunderts Alarm geschlagen werden?

Der Christ freilich wird sich angesichts des Hexenwahns nicht mit der oberflächlichen Kritik "Kulturschande" begnügen. Er erkennt mehr dahinter. Er sieht die reale Macht des Bösen, die mit dem Aberglauben überall dort einbricht, wo man Gott den Gehorsam aufgekündigt hat. Mit "Unfug" geht's los: mit der Furcht vor der schwarzen Katze und dem Hotelzimmer dreizehn. Mit Horoskopen, Maskottchen, Kettenbriefen und wer weiß wie vielen Spielarten des Okkultismus geht es weiter. Und Unheil ist das Ende –

Diese Ermahnungen Unseres verehrten Vorgängers, Papst Pius' XII., sind heute zeitgemäßer denn je, da sich jeder die bange Frage stellt, ob sich der ersehnte Friede zwischen den Völkern verwirklichen lasse. Unsere Liebe Frau von Lourdes lädt euch alle ein, euren Glauben zu festigen und zu vertiefen und euch nicht durch die heute so weit verbreiteten Ansichten beirren zu lassen.

"Die Bischöfe sind von Gott bestellt als Wächter über das Menschengeschlecht, als Aufseher über die Seelen und über die ganze Würde der Kirche, als Ausspender der göttlichen Geheimnisse. In ihren Händen liegt die Macht, uns in unseren Sünden zu binden, oder von denselben zu lösen. Mit ihnen hat Gott einen ewigen Bund geschlossen, hat sie von den Menschen abgesondert, und diesen verboten, sie zu verunehren, indem er durch David, den königlichen Propheten, sagt: Rühret meine Gesalbten nicht an!" *(Worte des heiligen Königs von Ungarn)*

Der junge Mann im hellgrauen Anzug

Er muß verrückt sein, dachte der Polizeikommissar. – Wer schenkt heute schon sein Geld her!

Von Lieselotte Kahlberg

Der junge Mann trug einen hellgrauen Schneideranzug. Über dem blütenweißen Hemd schimmerte eine blaue Krawatte. Die Füße steckten in modischen, neuen Halbschuhen. So gut gekleidet, fiel er am Montagmorgen in dem östlichen Wohnviertel von Baltimore besonders auf, denn es lebten dort nur ärmere Leute.

Ihre Neugier und ihr Verwundern nahmen noch zu, als der junge Mann vor dem Hause Finchley-Street 11, einem schäbigen Gebäude der Straße, stehen blieb und die Fassade musterte. Schließlich betrat er sogar das Haus, nachdem er mit zwei raschen Sätzen die vorgelagerte Treppe emporgeeilt war. Mit einem Knall flog die Haus tür hinter ihm ins Schloß.

Im Paterre befand sich die Wohnung der Familie Fontanelli. Hier klopfte der junge Mann. Es wurde ihm geöffnet, und er sah sich einer dunkelhaarigen kleinen Frau gegenüber. Sie fragte ängstlich in einem unbeholfenen Englisch nach seinem Begehr.

“Ich will Ihnen nichts anbieten, nichts verkaufen. Ich . . .” Er zögerte und fuhr unvermittelt fort: “Haben Sie viele Kinder?”

“Vier”, erwiderte die Frau. Der Dunst kochender Wäsche hüllte den Raum hinter ihr wie in einen Nebelschleier. Durch ihn hindurch erkannte der junge Mann über ihre Schultern hinweg nur vage die Umrisse weniger alter Möbelstücke.

“Es geht Ihnen nicht gut, nicht wahr?” fragte er.

Die Frau zuckte die Achseln. “Warum fragen Sie? Wer sind Sie?”

“Mein Name ist Douglas. Arthur Douglas. Darf ich einen Augenblick eintreten?”

“Ich habe nicht viel Zeit”, entgegnete sie abweisend.

Er zeigte ein schüchternes Lächeln. “Ich werde Sie nicht lange aufhalten. Und ich werde Ihnen auch keinen Ärger bereiten. Im Gegenteil!”

Daraufhin trat sie zur Seite, ließ ihn ein und schloß hinter ihm die Tür. “Sagen Sie schon, was Sie wollen!”

“Nun gut: Wieviel Geld brauchen Sie, um für sich und Ihre Familie die gröbste Not abzuwehren?”

“Mein Herr!” rief sie erschrocken. “Soll das heißen, daß Sie mir Geld geben wollen? Das ist doch nicht möglich!” Sie riß die Augen auf, ihre Lippen bebten, während sie hastig und zusammenhanglos sprach. “Mein Mann liegt im Hospital. Seitdem steht es schlecht um uns. Wir sind Einwanderer aus Italien. Es fing alles so gut an damals, hier in Baltimore. Aber dann kamen die Kinder und die Krankheit . . . Wenn ich zweihundert Dollar hätte oder auch nur hundertfünzig, nur hundert — ich glaube, wir kämen dann durch, bis mein Mann wieder arbeiten kann. Wir haben keine Schuld daran, daß wir in Not sind. Bei der Madonna, mein Herr, es ist wahr!”

Der junge Mann nickte. “Schon gut. Zweihundert Dollar, sagten Sie, würden genügen? Ich werde Ihnen vierhundert schenken. Kaufen Sie noch ein paar Kleider für sich und die Kinder!”

Staunend sah sie, wie er seine Brieftasche hervorzog und öffnete. Ihre Hände zitterten,, als sie die Banknoten entgegennahm. Sie starrte einen Augenblick ungläubig auf das Geld; dann lief sie zum Fenster, beugte sich hinaus und schrie: “Mario, Simonetta, kommt rein! Und bringt die Kleinen mit. Subito! Sofort! Schnell, schnell!” Sich wieder umwendend, sagte sie: “Sie sind so gut zu uns, Herr. Die Kinder sollen Ihnen danken . . .” Mitten im Satz brach sie ab, als sie begriff, daß sie allein war. Lautlos, ohne ein Wort des Abschieds, hatte der junge Mann die Wohnung hinter ihrem Rücken verlassen. Statt seiner erschienen kurz darauf die Kinder. “Was ist denn, Mama?” fragte das älteste.

Habt ihr eben einen Herrn getroffen? Einen feinen, jungen Herrn, der aus dem Haus herauskam?”

Sie schüttelten verwundert die Köpfe und umringten sie. “Hast du was zum Essen, Mama? Was wollte der feine Herr?” Und Simonette rief: “Ich habe ihn gesehen! Aber nicht jetzt. Es war, als er hineinging. Vorhin!”

“Ihr müßtet ihm doch gerade begegnet sein”, sagte sie noch einmal. Ihre Worte gingen im Lärmen der Kinder unter, die das Geld in ihren Händen entdeckt hatten. So kam sie vorerst nicht mehr dazu, weiter nach dem jungen Mann zu fragen und über das Motiv seiner Freigebigkeit nachzudenken.

Zunächst einmal fühlte sie sich, unterstützt noch von der Freude der Kinder, wie überflutet von einem Rausch des Glücks, das so unerwarted zu ihr gekommen war. Sie kaufte ein, bereitete ein gutes Essen und machte ein Körbchen mit Früchten und Süßigkeiten für ihren Mann fertig, den sie am Nachmittag im Hospital zu besuchen gedachte. Die Kinder wollte sie inzwischen der Obhut von Mrs. Knight überlassen, einer älteren Frau, die einsam im Dachgeschoß lebte.

Frau Fontanelli fand die Nachbarin in großer Aufregung vor. In einem kurzen Gespräch erfuhr sie, daß der junge Mann im hellgrauen Anzug auch bei ihr gewesen war und ein Geldgeschenk hinterlassen hatte. Die Witwe Knight wußte darüber hinaus zu berichten, daß der seltsame Besucher an keiner Tür des Hauses vorbeigegangen war, ohne mit kleineren oder größeren Geldgaben etwas Gutes zu tun. “Natürlich ist alles wie ein Wunder für uns”. fuhr sie fort. “Ich frage mich nur: Was hat es zu bedeuten? Ich habe noch keinen Cent von diesem Geld ausgegeben. Ich weiß nicht, ob ich es überhaupt tun darf. Denn woher stammt es?”

So erwachte auch bei Frau Fontanelli das Mißtrauen, das sich später, nachdem sie mit den anderen Beschenkten und mit ihrem Mann gesprochen hatte, noch verstärkte. Der junge Mann war von keiner Wohltätigkeitsorganisation geschickt worden, sonst hätte er das erwähnt. Mit welchem Recht verteilte er dann also Geld? War es überhaupt sein Geld? Warum war er gerade bei ihr aufgetaucht? Warum gerade im Hause Finchley Street 11? War er womöglich ein Wahnsinniger? Oder ein Verbrecher, der eine schwere Schuld mit Geldgeschenken an Arme zu sühnen versuchte? Warum war er überall verschwunden, ehe man ihm danken und sich nach seinem Woher und Wohin zu erkundigen konnte? Und sie fand nun auch, der junge Mann habe einen sehr unsicheren Eindruck gemacht. Am nächsten Morgen rief sie, mit der Witwe Knight zusammen, die Polizei an.

Es war Kommissar Fulton, der den Anruf entgegennahm und der, kaum hatte er den Telefonhörer auf die Gabel zurückgelegt, den Kollegen, die bei ihm im Zimmer versammelt waren, zurief: Schon wieder geht es um diesen Douglas! Zwei Frauen wa-

ren am Apparat, die er beschenkt hat. Das ist nun schon der neunte anonyme Anruf binnen drei Tagen. Wir sollten uns den mysteriösen jungen Mann im hellgrauen Anzug doch einmal unter die Lupe nehmen, finde ich. Schließlich löst die private Spendenaktion dieses Herrn sogar bei den Beschenkten Mißtrauen aus. Wer hat soviel Geld, daß er es an x-beliebige Personen verschenken kann! Und wenn einer wirklich viel Geld hat — warum gibt er es ohne Gegenleistung einfach weg? Aus Verrücktheit? Vielleicht. Aus purer Güte? Nein, meine Herren! In meiner Praxis ist mir sowas jedenfalls noch nicht passiert! Wir müssen den Mann auftreiben. Wir müssen ihn uns einmal ansehen!"

Es gab, wie sich herausstellte, vier Menschen namens Arthur Douglas in Baltimore. Der eine war ein Fabrikant und vielfacher Millionär, der zweite dessen 15jähriger Sohn. Um diese beiden konnte es sich nicht handeln, genau so wenig wie um Douglas Numero drei, den 60jährigen Inhaber eines Zigarrenladens. Der vierte Einwohner mit dem Namen Arthur Douglas aber schien der richtige zu sein. Er war fünfundzwanzig Jahre alt und Buchhalter. "Buchhalter!" wiederholte der Kommissar Fulton bedeutungsvoll, "er hat mit Geld zu tun!" Und seine Kollegen nickten.

In seiner Wohnung in einem Appartment-Hochhaus der Innenstadt traf Kommissar Futon den Buchhalter nicht an, jedoch erfuhr er vom Portier die Addresse seines Arbeitgebers; und dort in einem kleinen Büro, stand Fulton ihm schließlich gegenüber, und der junge Mann sah, fand Fulton, genau so aus, wie man ihn beschrieben hatte; mit seinem gutgeschnittenen hellgrauen Anzug eigentlich ein wenig zu elegant und sorgfältig gekleidet für einen einfachen Buchhalter.

Fulton stellte sich vor und kam danach ohne Umschweife auf die Ursache seines Besuches zu sprechen. "Sehen Sie, auf jeden Außenstehenden wirken Ihre privaten karitativen Handlungen irgendwie merkwürdig, wie nicht zuletzt die Anrufe einer Reihe von Leuten beweisen, die Sie mit Geldgeschenken bedacht haben", schloß er seine Rede und fragte sodann geradezu: "Woher, Douglas, haben Sie als Buchhalter so viel Geld?"

Der junge Mann errötete: "Sie glauben, ich wäre nicht auf rechtmäßigem Wege dazu gekommen? Aber das ist nicht der Fall, Herr Kommissar. Ich habe hunderttausend Dollar in der Loterie gewonnen. Wenn Sie es wünschen, kann ich den Beweis dafür erbringen."

Fulton atmete tief, "So. Und nun verschenken Sie das eben erst gewonnene Geld willkürlich?"

"Nun, ich verschenke nichts willkürlich. Nur Bedürftige bekommen etwas von mir. Ich suche sie mir in meiner Freizeit selbst aus. So, dachte ich, kann ich selbst sehen, ob mein Geld in die richtigen Hände gelangt. Einen Dank will ich nicht dafür. Aber natürlich beschenke ich nicht nur Fremde, sondern auch Bekannte, die Geld brauchen. Und Kollegen. Sehen Sie, und wenn ich nur die Hälfte weggeben würde — bliebe für mich nicht immer noch mehr als genug?"

Der Kommissar nickt nachdenklich. "Das heißt also, das Motiv Ihrer Wohltätigkeitsaktion wäre nichts als Mitleid?"

Zum erstenmal klang ein Anflug von Ärger in der Stimme des Buchhalters mit: "Wozu so große Worte machen, Sir?" sagte er. "Im übrigen: Die meisten, die von meiner Wohltätigkeitsaktion — wie Sie es nennen — wissen, sprechen nicht von Mitleid. Sie sprechen von Verrücktheit."

Diesmal war es der in vielen Berufsjahren hartgesottene Polizeikommissar, der errötete. "Ja, so ist es wohl", sagte er. "Und der Grund? Viele Menschen — nicht alle natürich, aber eben doch viele — glauben nicht mehr an selbstlose Güte. Vielleicht, weil sie selbst zu selbstloser Güte nicht fähig sind!" –

Titel machen Maenner

Von Fritz Schneider

Wenn jemand in Deutschland Direktor ist oder einen Doktortitel besitzt, kann es ihm passieren, daß er zeit seines Lebens außerhalb seiner Familie und seines Freundeskreises stets nur mit "Herr Direktor" oder "Herr Doktor" angeredet wird. Natürlich hat er auch einen Namen. Schon des Finanzamts und der Polizei wegen muß er einen haben, aber der Name ist unwichtig. Erst der Titel macht den deutschen Mann.

Sie, lieber Leser, besitzen keinen Titel? Sie heißen Herr Piepenkopp und weiter nichts? Aber, aber! Hindert Sie das nicht bei ihrem Fortkommen? Stört es Sie nicht bei Ihren gesellschaftlichen Verpflichtungen? Nimmt man Sie überhaupt ernst?

Ob ich einen . . .? Nein. Niemand ist bisher auf den Einfall gekommen, mich mit "Herr Redakteur" anzusprechen Ich gehöre zu den Letzten im deutschen Fußvolk und zehre von meiner heroischen Vergangenheit. Damals hatte ich es bis zum "Herrn Feldwebel" gebracht. Wenn ich noch einmal von vorn anfangen könnte, würde ich die Laufbahn der Kontrolleure des neuen Lebensmittelgesetzes einschlagen. Die haben einen Fachverein oder Fachverband, und der hat vorgeschlagen, die Anwärter dieser Laufbahn mit der Dienstgradbezeichnung "Lebensmittelkontrollassistentenanwärter" auszustatten. Das ist kein schlechter Witz, sondern eine durchaus deutsche Tatsache. Hätte ich es bis zu einem solchen Anwärter gebracht, dann würde ich nach Bayern übersiedeln, am besten ins schöne München, das manche komischerweise für das größte Dorf der Welt halten. Dort gibt es einen Stadtteil Schwabing, der leider ganz anders ist als sein Ruf. In München wäre meine Frau nämlich keine simple Frau Schneider, worunter sich niemand etwas vorstellen kann, sondern eine "Lebensmittelkontrollassistentenanwärtersgattin". In Todesanzeigen der Zeitungen südlich der Mainlinie liest man regelmäßig solche putzigen Formulierungen.

Doch auch nördlich von Bayern profitieren nicht wenige Ehefrauen vom Titel ihres Mannes. Dem "Herrn Direktor" entspricht eine "Frau Direktor", obwohl sie gar keine Direktorin ist. Der "Herr Doktor" hat selbst dann eine "Frau Doktor" zur Seite, wenn die Dame noch nie eine Universität von innen gesehen hat.

Warum der Deutsche einen Namen hat? Um ihn möglichst bald hinter einem möglichst wirkungsvollen Titel zu verstecken, als schäme er sich, als ganz gewöhnlicher Mensch geboren zu sein. –

Bei stiller Nacht,
zur ersten Wacht
Begann ein banges Klagen;
Aus schwerem Leid,
im Garten weit,
Voll Angst und voll Verzagen.

Die Sünden all,
von Adams Fall
Bis zu dem Jüngsten Tage,
Der ganze Fluch
im Schuldenbuch
Liegt auf dem Herrn als Klage.

Was das Auto den Frauen verdankt

Von Dr. Karl Rau

Seit es Autos gibt, oder mindestens seit sich die erste Frau ans Volant setzte, steht das oft ernst, fast mehr aber heiter diskutierte Problem "Das weibliche Wesen im motorisierten Straßenverkehr" immer wieder im Mitelpunkt. Es gab einerseits viele harte Worte, zum Teil dem gefiederten Tierreich entlehnt, andererseits aber auch recht viele Komplimente für "Die Frau am Steuer."

Und nun stand ein Autokonstrukteur auf und erklärte, daß viele Errungenschaften beim internationalen Bau von Personenautos auf die Forderungen der Frauen zurückzuführen seien!

Hier nur einige Beispiele: Um genügend Platz für das Gepäck zu haben, wurde der Kofferraum vergrößert. Die Innenseiten der Türen sind mit Taschen ausgestattet worden, und neben sowie unter dem Armaturenbrett mußten ganze Regale angebracht werden.

Der heutige Deckel des Kofferraumes ist so konstruiert, daß das frühere schwere Öffnen vermieden werden kann.

Auch die Türen bleiben offen, so daß man, selbst mit vollen Einkaufstaschen belastet, nicht mit zufallenden Türen kämpfen muß.

Wenn das Autofahren eine reine Männerangelegenheit geblieben wäre, würde keine Innenbeleuchtung vorhanden sein, die sich automatisch einschaltet, falls die Tür aufgemacht wird. Auch wäre wohl niemand auf die Idee gekommen, die Fensterkurbeln und Türklinken so anzubringen, daß sie die Abendkleider nicht beschädigen.

Die Autowerke legen großes Gewicht darauf, daß ihre Fahrzeuge von Frauen ebenso leicht gefahren werden können wie von Männern. Deshalb wird oft eine verhältnismäßig kleine und schwache Frau dazu auserkoren, eine längere Probetour zu unternehmen, um eine neue Steuerung zu erproben. Die automatischen Getriebe sind ebenfalls den Frauen zu verdanken, um ihnen die Führung eines Wagens zu erleichtern. Den Frauen waren die früheren Lenkerplätze zu unbequem. Die Industrie kam ihnen auch hier entgegen und entwickelte Fahrersitze, die sich heben, wenn man sie nach vorne schiebt, und die Armlehnen sind der Frauengröße angepaßt.

Da die Zahl der Frauen, die einen Führerschein erwerben, ständig stark zunimmt, bekommt die Reifenpanne eine ganz neue Bedeutung. Bei den meisten Autos sind besondere Vorkehrungen für die Abstellung des Wagenhebers getroffen.

Besonders erfreut waren die Frauen, als die schlauchlosen Reifen aufkamen, mit denen man über 3000 Kilometer fahren kann, nachdem sich ein Nagel oder ein größerer Glasssplitter eingeschlichen hat, vorausgesetzt jedoch, daß man diese Fremdkörper nicht herauszieht. Pneu- und Radwechsel gehören fast der Vergangenheit an.

Frauen haben für Farben das größte Interesse. Man braucht nur die von Frauen ersonnenen romantischen Farbbezeichnungen zu hören: Pipinrot, Alpennebel, Kristallgrün, Zwielichtgrau, Seesandweiß oder Königsfischerblau. Das sind Namen, die Frauen für das Äußere und Innere der Wagen erdacht haben und ihren Wünschen tragen die Werke Rechnung.

*

Nachdem also mit diesen Feststellungen das weibliche Geschlecht auf dem Sektor "Frau und Auto" klare Pluspunkte sammeln konnte, bleibt noch ein weiteres Ereignis zu melden:

Mit hübschen Mädchen wollen die Schweden Jugendkriminalität und Verkehrschaos bekämpfen. Die schwedische Hauptstadt leidet unter diesen beiden Zeiterkrankungen mehr als irgendeine andere westeuropäische Metropole.

Es ist also nicht verwunderlich, daß unter diesen Umständen immer mehr Beamte ihren unerfreulichen Dienst quitieren. Die Lage in der Stadt wurde von Monat zu Monat bedrohlicher. Da fand ein alter Polizeirat namens Jönsson den Stein der Weisen. Er forderte von der Stadtverwaltung: "Wir müssen eben hübsche Mädchen einstellen."

Die meisten Stadtväter schlugen die Hände über dem Kopf zusammen. "Mädchen?" stöhnten sie. "Dann wird es ja noch schlimmer. Vor denen hat dann gar niemand mehr Respekt."

Die ersten jungen Damen wurden — zunächst versuchsweise — eingestellt. Damit sich die Polizei wieder ihren eigentlichen Aufgaben, nämlich der Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung, widmen konnte, wurde neben den allgemeinen Polizistinnen noch ein besonderes Korps von jungen "Verkehrswächterinnen" geschaffen. Diese Mädchen sind in einem Schnellkurs nur für die Überwachung des Straßenverkehrs ausgebildet. Die regulären Polizistinnen hingegen machen eine vollwertige Polizeischule durch.

Als dann die ersten uniformierten Mädchen im Straßenbild von Stockholm auftauchten, bildeten sich überall Menschengruppen und bestaunten sie. Allmählich aber ebbte die Neugier ab. Und siehe da, es zeigte sich bald ein bemerkenswerter Erfolg: die Verkehrsvorschriften wurden wieder respektiert.

Worte der Heiligen

"Selbst das geringste Gebet zur Mutter Gottes bleibt nicht unbelohnt. Sie vergilt die kleinsten Dienste mit den reichlichsten Gnaden."

Heiliger Andreas Corsini

"Wie am Hofe des Königs jener alles erlangt, dessen sich die Königin annimmt, so erlangt der am Hofe des himmlischen Königs alles, dessen Maria, die himmlische Königin, sich annimmt."

Heiliger Cyrill von Alexandrien

"Die liebreiche Mutter der Schmerzen hält uns geborgen unter ihrem Schutzmantel, und das Schwert, das ihr gebenedeites Herz durchbohrte, gebraucht sie zu unserer Verteidigung. O wie süß und beruhigend ist es, sich ihren Händen anzuvertrauen!"

"Wer Maria innig verehrt, wird einen sanften Tod haben und wird von der höllischen Schlange nicht besiegt werden."

Heiliger Gabriel Possenti

Während bisher viele Autofahrer, wenn sie von einem Polizisten bei einer Übertretung entdeckt wurden, ihrem Unmut über die Parkraumnot mit Schimpfworten und Streitereien Luft machten, ließen sie sich von einem charmanten Mädchen gerne zurechtweisen.

Sogar die hartgesottensten Krawallmacher, die in Prügeleien mit den Polizisten einen Sport sahen, hatten plötzlich Hemmungen. In irgendeiner Ecke ihrer Herzen regte sich doch immer in letzter Sekunde das Gefühl der Ritterlichkeit.

Natürlich lag es auch an den Mädchen selbst: Sie sprachen eben in einem netteren Ton mit den Menschen auf der Straße. Es war gewissermaßen die "weiche Welle", die hier ihre Früchte trug.

*

Auf ganz besonders eklatante Weise versuchen eben die amerikanischen Frauen ihre Ebenbürtigkeit den Männern gegenüber zu beweisen: Amerikanische Wissenschaftlerinnen haben auf der Jahrestagung der amerikanischen Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft Klage über die hochmütige Einstellung männlicher Wissenschaftler gegenüber ihren Kolleginnen geführt. Wisenschaftlerinnen sagten unter anderem: der weibliche Verstand sei potentiell ebensogut wie der männliche. Das hätten die Sowjets schon lange herausgefunden. Wenn die Talente der Frauen in den USA noch länger brachlägen, sagten sie, würde Amerika das Rennen um die Eroberung des Weltraumes unweigerlich verlieren. Viele amerikanische Hochschulen entmutigten die Mädchen, zum Beispiel Naturwissenschaften zu studieren. Den Mädchen, die sich trotzdem nicht von ihrem Vorhaben abhalten ließen, würde in "sadistischer Weise" das Leben schwer gemacht. Es gebe heutzutage kein Tätigkeitsfeld mehr, auf dem die Frauen nicht gleiche Arbeit leisten könnten.

Amerikas Frauen scheinen in der Tat sehr heftig auf die Pauke hauen zu müssen, um sich durchzusetzen. Daß ihnen das in den meisten Fällen gelingt, daran besteht kein Zweifel.

*

Die Stewardessen, die auf Flugstrecken von New York, Chicago und San Franzisco nach dem nördlichen Kanada und Alaska Dienst tun, sind entrüstet, daß die betreffende Luftfahrtgesellschaft ihnen bei Vollendung des 32. Lebensjahres die Pensionierung in Aussicht gestellt hat. Die Begründung dieser Maßnahme ist klimatischer Natur. Bei bis zu 40 Frostgraden im hohen Norden der Neuen Welt müssen die Stewardessen sehr warm angezogen sein. Ohne Einbuße ihrer Ansehnlichkeit können sie die arktischen Dienstanzüge nach dem 32. Lebensjahr nicht mehr tragen.

*

Sehr zufrieden können die Frauen Griechenlands mit einer neuen Initiative ihrer republikanisch-monarchistischen Regierung sein: Keine Tränen mehr sollen arme griechische Bergbauern bei der Geburt eines Mädchens weinen. Das hoffen der griechische König Paul und seine Gattin, die Königin Friederike, durch einen nationalen Mitgiftfonds zu erreichen. Unter dem Protekorat des griechischen Königspaares haben sich überall im Lande 132 Bürgerkomitees gebildet, die aus staatlichen und privaten Spenden armen Familien ein Banksparbuch mit tausend Drachmen bei der Geburt eines Mädchens überreichen.

Um eine Seele ein Vöglein singt

Von Grete Schoeppl, Wien

Um eine Seele ein Vöglein singt . . .
Ach, horch doch, wie es so lieblich klingt!
Es schluchzt und jauchzet bald laut und bald leis,
Aus winzigster Kehle dem Höchsten strömt Preis.

Drin hingekauert im dunklen Dom,
Ein Mensch ist's aus der Tausenden Strom,
Er sucht nicht nach Gnade, er kennet kaum Gott,
Er trieb mit dem Heiligsten nur Hohn und Spott.

Floh nur herein, weil es hier so still,
Weil müde er ist und Ruh' haben will;
Wie in eine kühle Höhl' kriechet ein Tier,
Nur dieses denkend: angenehm ist es hier!

Er sieht sich als Kind an Mutters Hand
Behütet gehn durch der Tugend Land.
Doch später dann, als ihm sein Mütterlein starb,
Nur zu bald ihn böse Gesellschaft verdarb.

Nicht achtend Tränen und Herzeleid,
Knickt er Blumen auf Flur und Heid',
Er trieb es ganz toll auch mit Wein und mit Spiel,
Sein Geld war verloren und stumpf sein Gefühl.

So daß er nichts darinnen mehr sah,
In Raub und Mord, und das Ziel war nah,
Die Komplizen drängten, er hatte den Plan,
Es war sein erster Fall, sie ging das nicht an.

Nun auf dem Weg zum beschrieb'nen Ort
Fand er geöffnet der Kirche Port,
Doch damit er hatte gerechnet wohl nicht,
Daß hier in dies Dunkel könnt' brechen ein Licht.

Ein Licht aus eines Vögleins Lied,
Das wie ein Blitzstrahl durchs Herz ihm zieht,
Erschauernd vor sich er den Abgrund erkennt,
Anklagend, reuevoll die Seele ihm brennt.

Im Lied des Vögleins die Mutter warnt:
Weh dem, der vom Bösen ist umgarnt!
Hoch atmet er auf: Keine Sorg', Mütterlein,
Nun kenn ich den Weg, der der rechte allein!

Er hat sie nie begangen, die böse Tat,
Vor derer damals gerastet hat,
Er hat die Komplizen nie wieder gesehen,
Er war arm, doch auch reich, weil noch nichts war geschehen.

Von Türe zu Tür' ein Bettler geht,
Auf dessen Stirne ein Leuchten steht.
Ein Kind läuft zur Mutter: "Sein Aug' sieh, es blinkt
So, wie wenn im Anger ein Vöglein singt!"

Der Wein und das Mysterium

Wie die Rose, so galt der Wein dem Menschen als hehres Zeichen und geheimnisvolle Gabe von Anbeginn. Er galt ihm als ein Besonderes im Alltag der Natur. Uralte Kunde läßt uns wissen, daß der Weinstock zu den ersten Gewächsen der Erde gehörte, die der Mensch in seine besondere Pflege nahm. Im Morgendämmern der Menschheitsgeschichte grünte der Rebstock bereits in den Bauerngärten Mesopotamiens so gut wie in den Gärten der Paläste der Königsstädte am Euphrat, Tigris und Nil.

Und von Anbeginn galt der Wein dem Menschen als eine dem Geiste zugeordnete Gabe. Davon berichten schon die uralten Mythen der Assyrer und die ältesten Schriftdenkmäler der Ägypter. Sie priesen den Wein nicht nur als edelsten Trank, sie berichten zugleich in ehrfürchtiger Scheu von der geheimnisvollen Macht der Geister, die diesem Tranke innewohnen. Es ist eine wandelnde Macht, fähig den Heilen krank zu machen und den Kranken zu heilen, fähig den Menschen zum Höchsten zu begeistern und fähig, ihn zutiefst zu erniedrigen. Und wie die Alten schon im Weine die wandelnde Macht erkannten, so erkannten sie in ihm auch bereits die ihm innewohnende Macht des Scheidens, des Unterscheidens. Die frühe Dichtkunst kündet, daß im Gebrauch des Weins sich der Weise vom Toren unterscheidet. Und auf ihren ersten Seiten berichtet die Bibel in der Geschichte Noes und seiner Söhne, wie der Wein Macht gewinnt nicht nur über den, der ihn trinkt, sondern auch über jene, die im Bannkreis des Trunkenen stehn; der Wein, den Noe trank, schied gleichsam die guten Söhne, Sem und Japhet, von dem bösen Cham.

Zu den edelsten Dingen der Schöpfung gezählt und dem Geiste zugeordnet wurde der Wein zur Opfergabe seit es Opfer gibt und seit die Menschen einem höheren Wesen Opfer bringen. Von den Weinopfern, die den Göttern gebracht wurden, künden die frühesten Schriftdenkmäler der Sumerer und der Ägypter und der Kult des griechischen Weingottes Dionysos, soweit er nicht entartet war, war ein Kult ekstatischer Hingabe an die göttliche Macht.

Als einer der reinsten und hehrsten Opfer aber im Advent der Menschheit läßt uns die Bibel das Opfer des Melchisedech sehen, der nach dem Siege Abrahams, "dem Höchsten Gott, dem Schöpfer Himmels und der Erde" Brot und Wein darbrachte, Ihm zum Lobpreis und zum Danke.

Seit dem Opfer des Melchisedech aber ward der Kelch zum Zeichen jeglichen reinen Opfers. Katharina Emmerich, die Seherin, sah in einer ihrer bedeutungsvollen Schauungen, wie der Dichter Brentano sie schildert, den Kelch, den Melchisedech bei seinem Opfer benutzte, durch die Jahrhunderte der Menschheitsgeschichte wandern: er war dabei, als Belsazer die heiligen Gefäße aus dem Tempel raubte, als er Jehovah höhnend den Wein daraus trank, als er nach diesem Wider-Opfer mit Todesschrecken das Menetekel an der Wand las. Und den gleichen Kelch sah die Seherin in ihrer Schau auf dem Tisch des Abendmahlsaals am Vorabend des ersten Karfreitags, sie sah ihn, mit dem heiligen Blut gefüllt, unter dem Kreuz auf Golgatha stehen, und sie sah ihn als den "Heiligen Gral" auf dem Montsalvat leuchten, dem heiligen Berg des zur letzten Hingabe und zum letzten Opfer bereiten mittelalterlich-abendländischen Rittertums. Der Kelch mit dem adventlichen Opferwein des Melchisedech ward in der Schau der Seherin zum Kelch des Blutes und zum Kelch des Heiles. Eine großartig-bedeutungsvolle Schau — doch nur eine Schau.

Ungleich eindringlicher ist die Wahrheit. Was die heidnischen Zeiten vorgeahnt hatten, als sie den Wein dem Geiste zuordneten und ihn als edle Opfergabe den Göttern darbrachten, was das Alte Testament in adventlicher Vorausahnung angekündigt hatte, als es in den Berichten von Noe, in den Versen des Hohenlieds, in den Prophezeihungen des Isaias, den Wein und den Kelch zu Sinnbildern und Zeichen erhob, das wurde Wahrheit, als "die Zeit erfüllet war". Der Wein war auserwählt von Anbeginn, vom "dritten Tag" der Schöpfung an und ward vorbereitet durch die Pflege, die ihm die Jahrhunderte der Menschheitsgeschichte zuteil werden ließen, für den Augenblick, da jener Kelch der Kelche auf dem Tisch des Saales in Jerusalem stand, da Er, der sich den Weinstock und uns die Reben genannt hatte, ihn "in Seine heiligen und ehrwürdigen Hände" nahm, ihn dankend segnete und ihn Seinen Jüngern gab mit den Worten: "Nehmet hin und trinket alle daraus, das ist der Kelch Meines Blutes, des neuen und ewigen Bundes, das für euch und für viele vergossen wird zur Vergebung der Sünden. Tuet dies, sooft ihr es tut, zu Meinem Gedächtnis."

Wie das Weizenkorn, so war der Wein von Ewigkeit und von Anbeginn der Zeiten an für diese Stunde auserwählt und bereitet. Wer vermag die Geheimnisse der Auserwählung, der Gnadenwahl zu begreifen? Millionen von Menschen eines Volkes sind zum Heile berufen und nur einige, wenige sind zu Heiligen auserwählt! Tausende von Pflanzenarten und Pflanzengattungen und Abermillionen von Gewächsen der Natur sind ins Dasein gerufen. Auserwählt aber ward nur der Wein, in das Blut des menschgewordenen Gottessohnes, des Gottmenschen, des Erlösers, verwandelt zu werden. Wer vermöchte die Geheimnisse der göttlichen Weisheit, der göttlichen Barmherzigkeit, der göttlichen Gnade zu begreifen?

Und immer wieder wird seit jener Stunde der Erfüllung Wein in das Blut des Gottmenschen und Erlösers verwandelt auf allen Altären der Erde und in jedem Augenblick der Zeit. Und jeder Tropfen Saft der Traube, die da reift, ein Blutstropfen Jesu Christi zu werden. Jeder reine Wein wird durch die Worte der Wandlung, gesprochen von einem geweihten Priester, in das Blut des Erlösers und Gottessohnes verwandelt. Und jeder Kelch wird in jeder heiligen Messe zum heiligen Gral.

Was sind die ekstatischen dionysischen Mysterien der alten Griechen gegen das Mysterium aller Mysterien, das sich auf unsern Altären vollzieht! Was sind die vielbesungenen Gastmahle der alten griechischen Weisen, bei denen der "Wein der Weisheit" floß, gegen das heilige Gastmahl, bei dem der Kelch des Blutes Christi, der Kelch des Heiles und der Erlösung getrunken wird?!

Bevor die Zeit erfüllt war, haben viele Dichter das Lob des Weines gesungen und viele Künstler haben in ihren Werken den "Trank der Seligkeit" verherrlicht; viele ihrer Verse und ihrer Schöpfungen waren heiliger Ahnungen voll. Die christliche Mystik schaut im Weinstock den Erlöser und im Sinnbild der Traube sein Herz. Und die christliche Kunst ist dort, wo sie wahrhaft groß ist und in die letzten Tiefen lotet, bemüht, den heiligen Mysterien sinnend und mit sehnender Seele nachzugehen, sie ins

(Schluß nächste Seite)

Das lebendige Licht

Von Wilhelm Hünermann

7. Fortsetzung

"Wo denn?" fragte Adelheid verwundert.

"In den Herzen der Menschen!"

Anbetung und Jubel war ihr ganzes Wesen. Lange kniete sie oft im Schein der ewigen Lampe, aber während die Magistra stets in fürbittendem Gebet ihre Sorgen dem Herrn anvertraute, verharrte Hildegard schweigend und ohne Worte; doch dieses Schweigen war nichts als hohe, jubelnde Anbetung, die aus allen Tiefen ihrer Seele kam.

Gott aber schenkte dieser Seele ein geheimnisvolles stetes Leuchten, in dem sie mehr von den ewigen Wundern sah, als alle Weltweisheit zu enträtseln vermag.

Seltsam freilich erschien es den Mitschwestern, daß Hildegard, deren ganzes Wesen dem Ewigen geöffnet war, mit solcher Liebe und Hingabe die Dinge der Natur betrachtete, das unscheinbarste Kräutchen im Garten mit solcher Sorge umgab und den armseligen Käfer so aufmerksam beobachtete, daß sie alles darüber vergaß und oft gar das Läuten der Gebetsglocke überhörte.

"Ich sehe die Spuren Gottes", erklärte sie lächelnd, wenn die Schwestern sie nach dem Grund ihrer Liebe zu den kleinen Erdendingen fragten. "Es gibt auf Erden keine kleinen Dinge. Alle Geschöpfe sind der Liebe Gottes voll. Seinen Odem spüre ich an allem Lebendigen und ein großes Heimweh, das sich nach dem Herzen ihres Schöpfers sehnt."

Bald nahm das ganze Kloster an Hildegards Liebe zu den Geschöpfen der Natur teil, und besonders die Oblatinnen freuten sich herzlich, wenn sie der verehrten Nonne irgendeine kleine Entdeckung mitteilen konnten, die sie im Klostergarten gemacht hatten. Kein Flug Wildenten strich über den Disibodenberg, kein Vogel kehrte von seiner Winterreise in den Klostergarten zurück, ohne daß die Kinder es Hildegard jubelnd verkündet hätten.

Die große Aufmerksamkeit, mit der Hildegard die kleinen Gottesgeschöpfe im Klostergarten beobachtete, hatten aber nicht nur in der Liebe zur Natur ihren Grund, sondern vor allem in der Liebe zu den Kranken und Leidenden. Im tiefsten Herzen war die Nonne davon überzeugt, daß Gott für jede Krankheit auch ein Heilkraut hat wachsen lassen, und das Mitleid mit den Elenden und Siechen trieb sie immer aufs neue an, die Kräfte und Geheimnisse der Natur zu erforschen. Der Klosterbibliothek entlieh sie ein Herbarium ,in dem gar viel über die Pflanzen geschrieben stand, und es gab bald kein Heilkraut, das nicht im Nonnengarten seinen Platz gefunden hätte.

Die Kranken am Sprechfenster fragten bald mehr nach Hildegard als nach der Magistra, und die Entwicklung einer jeden Krankheit, Heilung oder Verschlimmerung, ließ die Nonne mit solcher Spannung und Sorge berichten, als wäre sie selbst die Mutter all der vielen Kranken.

Licht und in die Schau der Menschen zu heben. Und alles, was sie in Worten, in Farbe und Stein und Edelmetall auszusagen vermag, ist doch nur Bild und Gleichnis und wenn es vollkommen ist, so ist es Verkündung und Lobpreis der Großtaten Gottes. Das sind die herrlichen Kelche, die sie formt und hämmert. Das sind die geschnitzten und aus Stein und Marmor geformten Altäre, die sie errichtet. Das sind die Dome, die sie baut, als Wohnung des in Brot und Wein, in Fleisch und Blut gegenwärtigen Gottes. Das sind die Abendmahlszenen, die sie malt, mit dem Heiland, den Kelch in Händen, im Kreise der Jünger. Das sind die Kruzifixe, die sie schnitzt, mit dem Bild des Erlösers, aus dessen Herzenswunde, einer Traube gleich, die Blutstropfen quellen.

Bild und Gleichnis! Noch mehr aber als die herrlichsten und vollkommensten dieser Bilder und Gleichnisse ist der lebendige Mensch berufen, die Wahrheit und die Großtaten Gotte, wie sie im Geheimnis des Brotes und Weines immer aufs Neue Wirklichkeit werden, zu künden. Könnte er sie künden in der nüchternen Sprache und Haltung des Alltags? Sollten wir nicht, damit unser Zeugnis der Reinheit und der Größe und der wandelnden Kraft des eucharistischen Geheimnisses und der Wahrheit gemäß ist, bei Erhebung des Kelches bei jeder heiligen Wandlung inständigst bitten und beten: Blut Christi wasche mich, Blut Christi tränke mich, Blut Christi berausche meine Seele und meinen Geist, auf daß ich die Wahrheit und die Liebe so zu künden vermag, wie die Apostel am ersten Pfingsttag! —

Im Herbst des Jahres 1136 läutete auf dem Disibodenberg die Totenglocke: Abt Fulkard, Adelhuns Nachfolger, ein frommer, in sich gekehrter Mann, war gestorben. Die Nonnen verloren in ihm einen guten Vater, der um ihr Heil stets ebenso sehr besorgt war wie um das Wohlergehen des Mönchskonvents. Aber bald sollte ein noch härterer Verlust die Frauenklause treffen.

Zu Beginn des Advents erkrankte die Meisterin schwer. Im Dienste ihrer Mitschwestern, im Dienste der Armen und Notleidenden und im Dienste Gottes hatte sie ihre Gesundheit so erschöft, daß auf ein Wiedergenesen kaum noch zu hoffen war. Mit kindlicher Liebe umgaben die Nonnen ihre geliebte Magistra, und die kleinen Oblatinnen taten alles, ihr eine Freude zu machen. Hildegard suchte ihre heilkräftigsten Kräuter zusammen, um der Kranken Linderung zu schaffen, wenn nicht gar Genesung. Unablässig betete jetzt eine der Nonnen oder der Oblatinnen vor dem Sanktissimum um Frau Juttas Leben, und der Benediktinerkonvent schloß sich der innigen Fürbitte an. Aus allen Dörfern der Umgebung pilgerten die Leute zur Abteikirche hinauf, um für die Kranke zu beten. Aber nicht nur auf dem Disibodenberg, auch in Sponheim, in Pfaffenschwabendorf und allen Klöstern, mit denen die Abtei auf dem Disibodenberg seit einigen Jahren eine Gebetsgemeinschaft unterhielt, rief man zu Gott in dem gleichen Anliegen.

So stiegen aus dem ganzen Nahetal die Gebete himmelwärts, und manch ernstes und großes Opfer ward in der Stille hinzugefügt. Angst und Trauer lagen auf allen Herzen.

Ein Gemach nur gab es auf dem Disibodenberg, in dem stets eine stille Freude herrschte, das war die Zelle der Kranken. Trotz ihrer großen Schmerzen, die ihren Leib zerfolterten, lag ein schönes Lächeln auf ihren Zügen, wenn eine der Nonnen oder der Oblatinnen an ihr Lager trat und sich voller Angst und Liebe nach ihrem Befinden erkundigte.

"Gut geht es mir, sehr gut", war immer die freundliche Antwort. "Wie sollte es einem armen Menschenkind nicht gut gehen, vor dessen Tür der Bräutigam steht!"

"Ihr müßt noch bleiben, Meisterin!" klagten dann wohl die Besucherinnen. "Wenn Ihr von uns geht, verlieren wir die Mutter."

"Gott wird euch eine bessere Mutter geben, als ich sie euch sein konnte!" sagte die Kranke zuversichtlich.

Am Tag nach dem Fest des heiligen Apostels Thomas, drei Tage vor Weihnachten, verbreitete sich in den Dörfern rings um den Disibodenberg die Nachricht, es ginge zu Ende mit der verehrten Meisterin. Da stiegen sie noch einmal alle den Klosterhügel hinan, die Armen und Leidtragenden, die bei ihr Trost und Hilfe gefunden hatten in mancher Not des Leibes und der Seele. Vor dem Sprechfenster der Klause war ein Gedränge von Menschen wie nie zuvor, und wenn alle auch jeden Lärm, der die Kranke stören konnte, vermieden, so drang doch ihr Weinen und Klagen in die stille Zelle der Sterbenden.

Am Morgen hatte ihr einer der Mönche aus dem Benediktinerkloster die heilige Wegzehr gebracht und ihr das trostreiche Sakrament der letzten Ölung gespendet. Jutta hatte in ihm den ehemaligen Klosterschüler Volmar wiedererkannt, der vor vielen Jahren schon in Hirsau zum Priester geweiht worden und vor kurzem erst zum Disibodenberg zurückgekehrt war.

Nun lag die Meisterin völlig erschöpft auf ihrem elenden Lager.

"Wie geht es Euch?" fragte soeben Hiltrud mit schmerzbebender Stimme.

"Gut geht es mir, ganz gut", war die Antwort. "Nur müde bin ich, zum Sterben müde. Aber bald werde ich mich ausruhen können!"

Still war es dann in der Zelle. Die Meisterin hatte die Augen geschlossen, und es schien den Nonnen, die ihr Lager umstanden, fast, als wolle sie schon zum ewigen Frieden einschlummern. Plötzlich aber öffnete sie ihre Augen wieder, richtete sich ein wenig auf und lauschte angestrengt.

"Horcht!" sagte sie, "horcht, hört ihr nichts? Mir ist, als hörte ich Weinen und Klagen."

"Es sind die Leute aus den umliegenden Dörfern, die am Sprechfenster auf Nachricht über Euer Befinden harren", antwortete Hildegard.

"Sie warten am Fenster — — und ich — — — komme nicht!" hauchte die Magistra. Stärker wurde das Weinen und Wehklagen der Trauernden. Und wieder lauschte die Meisterin.

"Die Not steht am Fenster — —", flüsterte sie mit kaum hörbarer Stimme, "und — — ich komme nicht!"

"Ich will den Leuten sagen, sie sollen gehen", sprach Margarete von Hohenfels, aber die Kranke hob abwehrend die Hand.

"Nein, nein", sagte sie mit fliegendem Atem, "sie sollen nicht gehen, — — sie sollen warten! — — Ich komme!"

Mit übermenschlicher Kraft erhob sich die Sterbende von ihrem Lager, tastete flehend nach stützenden Armen.

"Helft mir", keuchte sie, "helft mir! Ich muß noch einmal zu ihnen!"

Die Nonnen brachen in Weinen und Schluchzen aus, suchten die Meisterin zurückzuhalten. Aber die wehrte schmerzlich lächelnd ab und sagte:

"Tut mir die Liebe — — und helft mir auf meinem letzten irdischen Weg!"

Wenig später ward der Laden am Sprechfenster aufgetan, und vor der klagenden Volksmenge tauchte das Antlitz der Sterbenden auf. Von Hiltrud und Richardis ward sie gestützt. Die bleiche Stirn war naß von Schweiß. In schweren Stößen ging der Atem. Aber auf ihrem Antlitz stand ein wundersames Lächeln.

Lautes Weinen schlug ihr entgegen. Dann wurde es totenstill.

Frau Jutta sah sie alle vor sich, die Hungernden, die sie gespeist, die Armen, die sie gekleidet, die Mütter, die sie getröstet, die Kinder, die sie gesegnet hatte. Da hob sie zitternd die Hand und sagte:

"Meine Kinder! Meine armen Kinder" Ihre Hand schlug über alle ein großes Kreuz. "Gott segne euch, meine Kinder!" flüsterten kaum noch vernehmlich ihre Lippen. Dann brach sie bewußtlos in den Armen ihrer beiden Nichten zusammen.

Zu Tode erschrocken betteten die Nonnen die Meisterin wieder auf ihr Lager. Lange lag sie regungslos da. Dann schlug sie abermals die Augen auf und sagte mit erlöschender Stimme:

"Betet, Schwestern, betet!"

Miserere mei, Deus, secundum magnam misericordiam tuam.

Erbarme Dich meiner, Gott, nach Deiner großen Barmherzigkeit!

Jeden Vers des großen Bußpsalmes suchten die beiden Lippen inbrünstig mitzustammeln. Als die Schwestern geendet hatten, sagte sie abermals:

"Betet, Schwestern!" Wie sich die Nonnen noch besannen, welchen der Bußpsalmen sie beten sollten, flüsterte sie kaum noch hörbar: "Singt mir das Lied der drei Knaben im Feuerofen!"

Da klang in der Sterbekammer der herrliche Lobpreis, in dem aller Geschöpfe Anbetung jubelnd zum Himmel tönt.

"All ihr Werke des Herrn, preiset den Herrn!
Lobet Ihn und erhebet Ihn hoch in Ewigkeit!"

Der Tod trat über die Schwelle. Das Sonnenlied des Alten Testamentes hieß ihn willkommen. Die Sterbende sah ihn wie einen heiligen Gottesengel in ihre Kammer schreiten.

"Ihr Engel des Herrn, preiset den Herrn!
Preiset, ihr Himmel, den Herrn!"

Die Sterbende wies mit der Hand nach der goldenen Harfe, und Hildegard ließ die Saiten springen zu dem heiligen Klang.

"Sonne und Mond, preiset den Herrn!
Ihr Sterne des Himmels, preiset den Herrn!"

Weiter ging das wundersame Singen. Plötzlich aber ward die Tür aufgetan, und eine der Oblatinnen rief laut:

"Denkt euch! Mitten im Winter singen die Vögel!" Die Nonnen schauten die Kleine vorwurfsvoll an. Margarete von Hohenfels jedoch verstand den Wink der Sterbenden und öffnete den Laden zum Garten hin. Der weiße Wintertag leuchtete in die Kammer. Auf der Fensterbank aber saß eine große Schar von Vögeln, die schmetterten ihr Lied in den Chorgesang der Nonnen.

"Preiset den Herrn, ihr Tiere des Meeres und was in den Wassern sich regt! Alle Vögel des Himmels, preiset den Herrn!"

Da sangen die gefiederten Gäste auf der Fensterbank, die auch im Winter dem Disibodenberg treugeblieben waren, aus voller Kehle. Da pfiff der Dompfaff, da zwitscherte der Zeisig, da flötete die Meise, und selbst der Eichelhäher sang so gut er es vermochte.

Ein Lächeln ging über die Züge der Sterbenden. Sie nickte Hildegard zu, als wollte sie ihr sagen, daß sie nun ihr Wort vom Gottesjubel der Schöpfung verstehe.

Aus klang das heilige Lied:

"Lasset uns preisen den Vater und den Sohn mit dem Heiligen Geiste! Lasset uns ihn loben und erheben in Ewigkeit.
Gepriesen bist Du, Herr, in der Feste des Himmels, und lobwürdig bist Du und herrlich und hocherhaben in Ewigkeit."

Vom Klosterturm rief das Glöcklein zur Komplet.

"Geht und betet!" hauchte die Magistra. Zögernd nur ließen die Nonnen sie allein. Die Tür zur Kapelle blieb offen.

Die Stimme des Priesters erklang:

"Ruhige Nacht und vollkommenes Ende schenke uns der allmächtige Gott!"

"Amen" flüsterten die Lippen der Sterbenden. Gott nahm ihre reine Seele in Seine ewige Liebe. In Purpurgluten versank draußen der Tag!

Die Vögel sangen.

Dann hoben sie ihre Schwingen und flogen in das strahlende Licht.

Die Harfe Gottes.

Die Lichter der Weihnacht brannten an Frau Juttas Totenbett. Tiefe Trauer drückte die Herzen. Aber Hildegard sagte:

"Wir dürfen so nicht trauern. Ihr Tod war voll Schönheit."

Ja, schön ist der Tod eines Menschen, der Gott in heiliger Treue gedient. Sein Leben ist oft gesegnet mit Mühe und Leid. Aber sein Sterben ist friedvoller Heimgang zu Gott.

Vor dem Muttergottesaltar der neuen Abteikirche fand Jutta von Sponheim ihre letzte Ruhestätte. Die Steine über ihrem Grab blieben warm von den Gebeten der Mühseligen und Beladenen.

In der Frauenklause wählte man Hildegard zur Meisterin. Voll aufrichtigen Entsetzens wehrte sie sich gegen die Wahl. Unter Tränen beschwor sie die Mitschwestern, ihr nicht eine Bürde aufzulegen, die sie nimmer würde tragen können. Als schließlich Herr Kuno, der neue Abt von Disibodenberg, ein Machtwort sprach und sie zur Annahme der Wahl verpflichtete, kam eine große Niedergeschlagenheit über sie.

Wie sollte die so ganz Gott zugewandte Ordensfrau sich mit den vielen weltlichen Aufgaben zurechtfinden! Die Klause der Nonnen war seit einigen Jahren mit mancherlei Gütern und Liegenschaften begabt worden, die umsichtige Verwaltung forderten. Jutta hatte mit ihrem klaren Blick und ihrem entschlossenen Wesen stets das Rechte getroffen. Aber welch ein Kreuz würden die Händel der Welt für eine Seele sein, die nur in der Anbetung Gottes, in der andachtsvollen Betrachtung der Natur und im demütigen Dienst am Nächsten ihre Freude fand? Wie konnte man den stillen, heiligen Frieden der Klause bewahren, wenn man sich um Zins und Zehnten, um Rübenäcker und Schweineställe kümmern mußte? Wie sollte die bescheidene Nonne, die zum Gehorchen geschaffen schien aber nicht zum Befehlen, den Konvent leiten? Heiße Angst stieg in ihr auf, wenn sie an die Verantwortung dachte, welche die Leitung so vieler Seelen ihr auferlegte.

"Herr, Du hast mein Herz mit Dornen gekrönt", stammelte sie oft in ihren Gebeten. "Gib mir Kraft, sie zu tragen!"

Die Nonnen und Oblatinnen konnten bald eine seltsame Wandlung im Wesen der neuen Magistra feststellen. Gütig und liebevoll war sie stets zu den Bewohnern der Klause, nur war ihre Liebe jetzt

nicht mehr die der Schwester, sondern die der Mutter. Bittend, mahnend betend suchte sie die Herzen zu lenken, und geduldig wartete sie auf die Frucht ihrer Mühen. Bei all ihrer mütterlichen Zartheit aber offenbarte sie eine Hoheit und Würde, die jeden Widerspruch im Entstehen schon zerbrach. Sie, die zaghafte, demütig stille Ordensfrau zeigte, wo es not tat, eine zielklare Festigkeit und Entschlossenheit, daß ihre geistlichen Töchter sie manchmal kaum wiedererkannten. Erwies sich eine von ihnen der heiligen Gemeinschaft gar unwürdig, so ward sie von der Meisterin ohne Rücksicht auf Rang und Namen ausgeschlossen. Dann erschien die sonst so gütige und sanftmütige Benediktinerin ihren Mitschwestern hart und unbarmherzig.

Zum Glück waren solch harte Maßnahmen nicht gerade häufig notwendig, aber durch sie schützte die Magistra Geist und Zucht in dem stets wachsenden Konvent. Selbst die Ausgeschlossenen jedoch bekamen als Letztes von ihr ein Wort der Liebe mit auf den Weg, das vor Verbitterung bewahrte und die Herzen mit sanfter Gewalt dem letzten Ziel wieder zuwandte. Für sie hörte die Meisterin niemals auf zu beten.

Das nue Jahr kam. Es rührte mehr denn einmal an die Totenglocken. Zu Mainz starb Erzbischof Adalbert nach einem leidvollen Leben. In einer niedrigen Bauernhütte in den Bergen Tirols verschied Lothar, der Kaiser. Dem unrechtmäßigen Papst Anaklet II. riß der Tod die angemaßte Krone vom Haupte. Die Wunde, die der Kirche durch das Schisma geschlagen worden war, vernarbte, aber im Reich entbrannte zwischen Staufen und Welfen aufs neue der Krieg um die Krone. "Hie Welf! — Hie Waiblingen!" ging der Kampfruf durch die deutschen Gauen; Schwert schlug gegen Schwert, und der Bruder fällte den Bruder.

Inmitten all dieser jammervollen Wirren aber ließ Gottes Wille auf dem Disibodenberg die Saiten einer Harfe aufrauschen, welche mit ihrem heiligen Klang bald selbst Schlachtenlärm und Schwertgeklirr übertönen sollte.

*

Es war in den ersten Vorfrühlingstagen des Jahres 1141. Da schrieb im Kloster von St. Viktor vor den Toren von Paris der Niedersachse Hugo, den man die Orgel des Heiligen Geistes nannte, sein letztes Lied. Es war letzter strahlender Akkord, den der große Gottessänger in eine leidschwere Zeit hinaustönen ließ:

"So brich in uns ein, du süße Liebe, du liebe Liebe! Weite das Herz, bereite die Sehnsucht ,dehne unseres Geistes Schoß, tu weit auf die Kammer unserer Seele, auf daß sie Gott aufnehme als ewigen Gast. Ströme in Heiliger Geistes Flut in unsere Herzen, Du unser einzigster Erlöser und Heiland Jesus Christus, Gottes Sohn, auf daß Du mit dem Vater und dem Heiligen Geiste lebst und herrschest, Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen!"

Müde ließ der Mönch Hugo die Feder sinken, trat zum Fenster und schaute in den aufsteigenden Abend, der Himmel und Erde in leuchtende Gluten tauchte.

"Amen! Amen!" sprach er leise vor sich hin. "Das war mein letztes Amen! Auf meines Herzens Saiten hast Du ein Lied gespielt, Herr aller Herrlichkeit. Von nun an werden sie schweigen für die Welt des Staubes; denn bald wird still sein mein Herz. Dein Lied aber, Herr, wird weiterklingen, mächtiger und gewaltiger als aus Sankt Viktors armer Zelle. Gesegnet sei die Seele, die Du, Herr, zu Deiner Harfe machst. Mit Glanz wirst Du sie erfüllen und begnaden mit Schmerzen wie jeden, den Dein Finger berührt! Dein Lied aber klinge!"

Lange noch schaute der Mönch in den flammenden Himmel.

Wenige Tage später bettete man ihn zu den Toten.

*

Am gleichen Vorfrühlingsabend, an dem die Orgel von Sankt Viktor ihr letztes Lied sang, kniete auf dem Disibodenberg die Nonne Hildegard vor dem Sanktissimum. Mächtig brach der Schein des Abends durch die Chorfenster. Aber die Meisterin sah nichts von dem irdischen Geleucht. Ihre Seele war umfangen vom ewigen Glanz. Licht durchströmte ihres Leibes Grenzen, brach ein in alle Tiefen. Wie aller Frühling Glanz durchwogte es die Seele. Und ein Klang war wie von Harfen ohne Zahl, und Licht ward der Klang, Licht, tönendes, jubelndes Licht. Aus dem Licht aber hallte eine Stimme wie aus ewigen Fernen, und doch unsagbar nah und mächtig:

"Du sterbliches Geschöpf, Staub vom Staub, Asche von Asche! Künde und schreibe, was du siehst und hörst! Künde und schreibe nicht nach der Menschen Art, sondern so, wie du es in Gott vernimmst, wie der Schüler nachstammelt des Lehrers Wort!"

Bilder standen vor ihrer Seele, gewaltige Bilder von überirdischen Maßen, wie sie einst die Seher des Alten Bundes geschaut haben mögen. Und die Stimme deutete ihr die Gesichte und ließ sie in ihren Tiefen die Geheimnisse Gottes erkennen.

Und abermals rief die Stimme:

"Künde und schreibe!"

Da erbebte die Nonne bis ins innerste Herz. Lodernde Flamme durchschlug ihren ganzen Leib. Ihr Mund öffnete sich wie zu einem Stöhnen. Dann stammelte sie mit schneebleichen Lippen:

"Herr, geh an mir vorüber! Ich vermag es nicht!"

Aber unerbittlich hallte der unendliche Ruf:

"Künde und schreibe!"

Dann versang das Licht!

Wie eine Taumelnde erhob sich Hildegard von den Knien. Stumm war ihr Mund an diesem Abend für ihre Töchter. Wer aber von ihnen in der Meisterin Augen schaute, erschrak vor ihrem unaussprechlichen Glanz.

Viele Tage hindurch wandelte Hildegard wie im Traum. Die Nonnen kannten sie kaum wieder, hielten sie für krank und befürchteten das Schlimmste. Des Wildgrafen jüngstes Töchterlein, das als Oblatin auf den Disibodenberg gekommen war, teilte ihr fröhlich mit, sie habe das Nest eines Grünfinks gefunden mit vier winzigen Eiern. Aber sehr enttäuscht ging sie von dannen. Die Meisterin, die sonst an solchen kleinen Entdeckungen ihre Freude hatte, schien sie gar nicht gehört zu haben.

Immer wieder, im Schlafen wie im Wachen, hallte in Hildegard die unendliche Stimme: "Künde und schreibe!"

Wenn aber die Meisterin nun darüber nachdachte, wie sie all das Gewaltige, was ihre Seele geschaut und immer wieder schaute, in Worte kleiden sollte, da zerbrach all ihr Mut, und tiefe Niedergeschlagenheit drückte ihr Herz. Hatte die menschliche Zunge denn Worte für das, was so unaussprechlich war? Wie sollte sie, die ungelehrte Frau, die nur geringe Kenntnisse in der lateinischen Sprache erworben hatte, all dem Ausdruck verleihen, was so übergroß in ihrer Seele stand?

"Herr, ich vermag es nicht! Geh an mir vorüber!" flehten immer wieder ihre Lippen, während die Hände sich verzweifelnd ineinanderrangen.

Am ersten Tag der Karwoche konnte sich Hildegard nicht von ihrem Lager erheben. Es war, als wären alle Kräfte ihres Leibes zerschlagen. Weder Hand noch Fuß vermochte sie zu regen. Jede Speise lehnte sie ab, weil sie zu essen nicht imstande war. Ihr Herz schlug in wilden Stößen, und keuchend ging ihr Atem.

Unablässig beteten ihre geistlichen Töchter für sie. Die Kinder bestreuten ihr Lager mit den ersten Blumen. Aber Hildegard sah sie nicht.

Mit niemanden sprach sie. Das einzige, was ihre Töchter vernahmen, war stets das gleiche Wort:

"Herr, geh an mir vorüber!"

Unaussprechlich litt die Kranke. Der Karfreitag brachte der Schmerzen Übermaß. Es war der Meisterin, als verbrenne ihr das Herz in einem Meer von Flammen.

Weinend standen Hiltrud und Richardis an ihrem Lager.

"Um Deiner Schmerzen willen, Herr, die Du auf Golgatha getragen, erbarme Dich ihrer", beteten immer wieder die beiden Nonnen.

Mit einemmal aber ging in der Kranken eine seltsame Veränderung vor sich. Ihr von Angst und Schmerz zerquälter Blick erhellte sich. Leichter atmete die keuchende Brust. Dann hob Hildegard die kraftlose Hand, legte sie bittend auf Hiltruds Arm, die ihrem Lager am nächsten stand.

"Was wüscht Ihr, Magistra? fragte die Nonne bebend. Und fast unerhörbar kam von den weißen Lippen die Antwort:

"Die Tafel! Griffel und Tafel!"

"Griffel und Tafel?" fragte Hiltrud und schaute die Kranke verstört an, glaubend, sie habe im Fieber gesprochen. Aber die Meisterin nickte ungeduldig und hauchte:

"Ich will schreiben!"

De brachte Hiltrud das Verlangte. Mit Hilfe der Nonne richtete sich die Magistra auf. Aber dann war es ihr plötzlich, als durchschlüge ein Blitz ihren ganzen Leib. Alle Kräfte strömten ihr zurück. Sie nahm Griffel und Tafel und schrieb die ersten Worte ihrer gewaltigen Gottesgesichte nieder:

Ich schaute — und sah einen hohen, stahlfarbenen Berg. Darauf hatte ein so Lichtherrlicher seinen Thron, daß meine Augen von seinem Glanz geblendet wurden. Von des Thronenden Schultern gingen, gewaltigen Flügel gleich, verdämmernde Schatten aus. Vor ihm, zu Füßen des Berges, stand eine Gestalt, über und über mit Augen bedeckt . . .

Schweiß stand auf der Meisterin Stirn, und die schreibende Hand ziterte.

"Es ist genug für heute!" wagte Hiltrud zu mahnen. Die Meisterin aber lächelte und sagte:

"Ich will diktieren. Richardis mag weiterschreiben, während du, Hiltrud, mich stützest!" Und Hildegards Stimme schwang mehr singend als sprechend, während Richardis Mühe hatte, mit dem Griffel zu folgen:

Vor diesem Wesen stand ein anderes, ein Kind, mit mattfarbenem Gewand und weißen Schuhen. Über sein Haupt ergoß sich von dem, der auf dem Berge thronte, eine solche Lichtfülle, daß ich das Antlitz des Mägdleins nicht zu schauen vermochte. Auch gingen von dem Thronenden viele lebendige Funken aus, welche die Gestalten lieblich umflogen . . .

Bis in den sinkenden Abend hinein diktierte die Meistern. Längst war die Wachstafel mit weißem Papier vertauscht worden, und als Richardis im Schreiben ermüdete, löste Hiltrud sie ab.

Endlich ward die Feder niedergelegt. Hildegard hatte nicht nur ihr erstes Gesicht niederschreiben lassen, sondern auch die wundersame Erklärung des Geschauten:

Gott ist der, welcher in Seines ewigen Reiches Feste thront wie auf einem stählernen Berg, von Licht umflossen. Die Flügel seiner Vorsehung umspannen milde alle Kreatur. Vor Ihm steht, ganz Auge und fromme Wachsamkeit, die Frucht des Herrn. In Gottes Glanz aber steht kindergleich die Demut und Geistesarmut, von Gottes unermeßlichem Reichtum überschüttet. Der Gnaden Kräfte aber umglühen, leuchtenden Funken gleich, die da den Herrn fürchten und demütigen Herzens sind.

Als Jutta behutsam in das Gemach eintrat, lächelte ihr die Meisterin freundlich zu.

"Gott hat auf Seiner Harfe ein Lied gespielt" sagte sie leise. "Ihre Saiten aber gehen durch meine Seele."

Verwundert schaute die treue, schlichte Nonne die Meisterin und dann die beiden Mitschwestern an, die ihr bedeutsam zunickten.

Hildegard aber sagte mit einemmal halb schmerzlich, halb fröhlich:

"Das Latein wird freilich zu wünschen übrig lassen! Wir haben gar nicht viel davon gelernt."

Jutta aber antwortete mit lebhafter Freude:

"Oh, da weiß ich Rat, Magistra!"

"Du weißt Rat?" fragte Hildegard erstaunt. "Willst du mir helfen?"

"Ich?" erschrak die Nonne. "Nein, ich nicht, aber ein anderer. Volmar ist doch wieder da, und Ihr wißt, daß er uns schon als Kindern im Lateinischen geholfen hat. Wißt Ihr's noch!" Da lächelte die Meisterin und sagte:

"Ich weiß!"

"Nur einmal ist es ihm mißlungen! Wißt Ihr noch? Aber ich glaube noch, es hieß doch: Stein in der Pflaume!" Nachdenklich schwieg Jutta eine Weile. Dann sagte sie entschlossen: "Gebt mir die Schrift. Ich will sie schon zu Pater Volmar besorgen!" Ohne eine Antwort abzuwarten, verließ sie das Zimmer.

Das Glöcklein läutete zum Chorgebet. Hildegard war wieder allein. In ihrer Seele schwang der Nachhall eines wundersamen Liedes.

In der Nacht zum Karsamstag ging Pater Volmar nicht zur Ruhe. Immer wieder las er, was auf der Tafel und dem weißen Papier geschrieben stand. Jedes Wort fast wußte er schon auswendig, aber es war ihm, als leuchte ein jedes von ihnen stets in neuer überirdischer Schönheit.

"Es ist wie ein Klang aus den Schriften der Propheten oder aus Sankt Johannes' geheimnisvollem Buch!" sagte er leise vor sich hin. Es war ihm, als hörte er die Harfen der himmlischen Stadt rauschen.

Lange schritt er ruhelos durch seine Zelle. Dann setzte er sich nieder, nahm einen großen Bogen Pergament, glättete ihn sorgfältig, tauchte eine Feder in ein tintengefülltes Horn und begann die seltsame Niederschrift in tadelfreies Latein zu übertragen.

Als er mit der Arbeit fertig war, stand er auf und ging in die Klosterkirche, in der bald darauf der Abt aus dem Stein Funken schlug, das heilige Feuer zu entzünden.

Noch hatte ihm das Alleluja so voll Herrlichkeit geklungen wie an diesem Tag.

In der Nonnenkapelle aber kniete an der Spitze ihrer Töchter die Meisterin Hildegard, und ihre Seele war durchströmt von unaussprechlicher Freude.

Am gleichen Tag noch trug Volmar das Pergament zu Abt Kuno, ihn um Rat zu bitten. Den Söhnen des heiligen Benedikt auf dem Disibodenberg war es längst nicht mehr verborgen, daß Hildegard seltsame Gesichte hatte, daß sie Weitentferntes und Zukünftiges schaute und manchen Blick in Geheimnisse tat, die anderen Menschen ewig verschlossen bleiben. Nun aber war der Abt vor eine große Entscheidung gestellt. Sollte er das Werk der Meisterin anerkennen und fördern, weil es im Tiefsten Gottes eigenes Werk war, oder verurteilen und verbieten, weil ein Wahn die Nonne täusche?

Lange schaute er auf das weiße Pergament. Endlich ließ er es sinken, verharrte aber im Schweigen.

Bebenden Herzens blickte Volmar zu ihm auf.

Endlich reichte Abt Kuno ihm das Schriftstück wieder hin und sagte:

"Tu, um was sie dich bittet!"

"So ist dies Werk Gottes?" fragte Volmar zitternd. "Sollte Er wirklich die Meisterin Hildegard zu Seinem Werkzeug ausersehen haben?"

Eine Weile schwieg der Abt. Dann sprach er leise: "Heute habe ich aus totem Stein Feuer geschlagen! Wie sollte Gott nicht aus der Seele einer frommen Ordensfrau Sein Wort erwecken?"

Und weiter erklang die Harfe Gottes auf dem Disibodenberg.

Richardis und Hiltrud schrieben, was die Meisterin ihnen zu schreiben gebot. Durch den Mönch Volmar aber ward allem der letzte Wohlklang gegeben.

Oft rang Hildegard schwer um den rechten Ausdruck für das Geschaute. Zuweilen wurde ihr das Herz müde, wenn ihr Suchen vergebens war. Immer wieder aber kam ihr von der ewigen Stimme der Trost:

"Habe Vertrauen! Ich selbst bin das Wort!"

Und das Lied Gotes klang!

Der große und der kleine Abt.

Der Dom zu Speyer funkelt im Schein von tausend Kerzen. Mächtige Radleuchter werfen ihren Glanz bis ins hohe Gewölbe, und den Unzähligen, die betend das Gotteshaus füllten, ist es, als erstrahle über ihnen der ewigen Himmel Gezelt. Am Hochaltar bringt der Priester heute am 27. Dezember des Jahres 1146 zu Ehren des Evangelisten Johannes das heilige Opfer dar. Schmächtig ist seine Gestalt, hager sein Antlitz, voll tiefen Feuers leuchten die Augen. Es ist Bernhard, der gewaltige Abt von Clairvaux, der nach Spyer kam, den deutschen König zur Heerfahrt ins heilige Land zu bewegen. Bisher aber hat der Staufer Konrad der Glut seiner Worte widerstanden, und eine Unterredung, die kurz vor Beginn des heiligen Opfers stattfand, blieb ohne Ergebnis.

Im Hochchor kniet inmitten eines glänzenden Gefolges von Bischöfen, Äbten, Grafen und Rittern der König. Still neigt er betend sein Haupt. Soeben ist am Altar das Glöcklein der Wandlung verklungen. Aber der Abt, der nun im Kanon fortfahren sollte, steht mit gefalteten Händen, die Augen auf den Kelch und Hostie gerichtet.

"Herr", stammeln seine Lippen, "Herr, wenn ich es nicht vermag, dann sprich Du zu ihm!"

Ein Geraune geht durch den heiligen Raum!

Warum vollendet er das heilige Opfer nicht?

Da aber hebt der Abt, der dem Volk zugewandt am Altare steht, den Blick, schaut den König aus seinen geheimnisvoll glühenden Augen an und spricht:

"König Konrad, höre! Der zu dir redet, ist nicht ein Mensch, sondern der, dessen unschuldiges Fleisch und Blut vor dir gegenwärtig sind."

Totenstill ist es im mächtigen Kaiserdom. Erschüttert starren die Vieltausende zum Priester auf, der da steht im Schein unzähliger Lichter. Nur einer hält das Haupt geneigt, der Staufer.

"Höre, König Konrad, zu dir redet dein Herr und Heiland!" tönt gewaltig des Priesters Stimme. "Mein Heiligtum ist verwüstet! Der Heiden unermeßliche Heerscharen wälzen sich gegen die Stadt, in der ich für dich mein Blut vergoß. Warum steckt dein Schwert in der Scheide, König Konrad?"

Niemand im weiten Dom wagt zu atmen. Alle Augen starren weit geöffnet den gewaltigen Prediger an. Nur einer hält den Blick gesenkt, der Staufer. Und abermals beginnt Bernhard nach kurzer Pause, in der man nichts hört als den Herzschlag der Zehntausend.

"König Konrad! Du stehst vor deinem Richter. Gib Rechenschaft, was tatest du für mich? Ich gab dir gesunden Leib und hohen Geist! Ich gab dir Krone und Reich! Ich gab dir Gnaden, Erleuchtungen ohne Zahl! Ich gab dir Verzeihung von Sündenschuld! Ich gab dir mein Fleisch und Blut zu Trank und Speise! Ich trug für dich mein Kreuz! Ich starb für dich in unnennbarer Pein! Ich gab dir, als ich nichts mehr zu verschenken hatte, noch meine Mutter, denn auch zu dir sprach ich: Sohn, sieh da deine Mutter! Was hätte ich für dich tun können und tat es nicht?

(Fortsetzung folgt)

Bursen für Priesterstudenten

Wir glauben, und weil wir glauben, lieben wir hoffend. Die gläubig hoffende Liebe geht jedoch nicht nur ins Geistige: Sie sieht ihren Bruder im Fleische vor sich stehn. Den Bruder, der da hungert nach beidem, nach Brot und nach Gott. Die Liebe sucht auch beides zu geben, um den Hunger des Leibes, und um auch den Hunger der Seele aller jener zu stillen, die da nach Sättigung suchen. Unsere Priesterstudenten Bursen wollen der Kirche und allen Völkern, zu denen die Kirche gesandt ist, priesterliche Apostel geben. Im Monat Oktober ruft die Kirche uns auf, der weiten Missionsfelder zu gedenken, betend, betrachtend und opfernd. Das ganze Jahr hindurch beten und opfern die Wohltäter unserer Bursen in diesem Sinne. Und Gott segnet von oben.

St. Karl Burse

Bisher eingenommen:	2,265.37
Ferdinand Balling, Brampton, Ont.	1.00
H. Preiditsch, Kitchener, Ont.	1.00
	$2,267.37

U. L. F. vom Guten Rat Burse

Burse der kath. Frauenvereine (C.W.L.)

Bisher eingenommen:	$2,356.25
Mrs. Paul Ehman, Craik, Sask.	100.00
Miss V. Fesser, Regina, Sask.	1.00
Mrs. C. Leibel, Regina, Sask.	1.00
Mrs. R. Ehman, Regina. Sask.	5.00
Miss K. Ehman, Regina. Sask.	30.00
	$2,493.25

Fatima Burse

Bisher eingenommen:	$8,373.45
Mrs. Anna Meyer, Vancouver 16, B. C.	1.00
Mrs. Theresa Schlechter, Grayson, Sask.	10.00
Mrs. Rofalsky, Gledhow, Sask.	3.00
Miss K. Schneider, Rutland, B. C.	2.00
	$8,389.45

Bitte senden Sie Ihre Gaben The Marian Press Box 249, Battleford, Sask.

Bücherbesprechungen

Peter Bamm: *Welten des Glaubens.* Aus den Frühzeiten des Christentums. 365 Abbildungen, 18 Farbtafeln. Leinen mit Schutzumschlag 24.50 DM. – Droemersche Verlagsanstalt Th. Knaur Nachf., München, Germany.

Es ist unmöglich, einen Bildband wie diesen von Bamm mit ein paar Zeilen so zu würdigen, wie es ihm gebührt. Das Geschehen vo nden schweren Anfängn und dem endlichen Sieg des jungen Christentums ist so tiefgreifend und umfassend, wie kaum ein anderer Vorgang in der Welt- und Kirchengeschichte. Was Peter Bamm vom Triumph des Evangeliums in den Jahrhunderten der fr&hen Mission zu berichten weiß, wird belegt durch Fotos und eichnungen von alten heiligen Stätten, durch Wiedergabe kostbarer Schätze frühchristlicher Kunst, durch seltene Dokumente aus Zeiten, die uns so fern zu sein scheinen und doch so nahe sind und immer nahe bleiben werden. Der Leser erlebt gleichsam mit, wie sich das Christentum ausbreitet von dem Augenblick, wo die Apostel den Missionsbefehl ihres Herrn auszuführen beginnen, bis zum frühen Mittelalter, wo fast alle Länder der alten Welt christlich geworden sind. Wer sich in den Text und die Bebilderung des Buches vertieft, kommt nur schwer davon dos. Um so mehr ist man überrascht, geradezu beschämt, daß der Verfasser glaubt, sich am Schluß des Buches beim Leser entschuldigen zu m&ssen: Der Leser "sei bedankt für seine Geduld und möge verzeihen, daß ihm so wenig nur aus der Fülle dessen, was bekannt ist, geboten werden konnte. Es sollte nichts weiter versucht werden, als eine Vorstellung zu geben von der Größe eines Geschehens, das seit 2000 Jahren die Geschichte Europas bestimmt." Diese Selbstbescheidung des Verfassers in der Beurteilung seines Buches hebt um so mehr die Bedeutung dessen hervor, was er in Text und Illustration darstellt. Allerdings sind einige Sätze in dem Buch, die den Widerspruch eines katholischen Historikers herausfordern. So ist z. B. zu Seite 8 zu bemerken, daß die Bischöfe auf einem allgemeinen Konzil wirklich vom Heiligen Geist erleuchtet sind. Zu Seite 14: Freilich ist es legendär, daß die drei Weisen "Könige" gewesen sind, jedoch ist die Existenz der drei Weisen nicht legendär. Zu Seite 64: Daß es nur vier Evangelien gibt, ist dem Einfluß des Heiligen Geistes zu verdanken, nicht aber einer mystischen Zahlensymbolik. Zu Seite 124: Die Marienverehrung geht selbstverständlich nicht zurück auf den Kult einer asiatischen Mutter-Göttin. — Abgesehen von solchen und ähnlichen Korrekturen, die notwendig sind, behält jedoch das Buch in seiner Art den Wert, der oben anerkannt ist.

Gilberth Keith Chesterton: *Der stumme Ochse.* Über Thomas von Aquin. Band 75 der Herder Bücherei. 140 Seiten. Preis 2.20 DM. Verlag Herder, Freiburg.

Der Titel der Originalausgabe dieses Buchs, das früher bei Kerle, Heidelbrg, erschien, heißt "Thomas von Aquin". Wer die Bedutung dieses großen Philosophen und Theologen kennt, könnte befürchten, daß manchem Leser zuviel zugemutet wird an philosophischer und theologischer Vorbildung. Dr Verfasser verspricht jedoch in der Einleitung, daß sein Buch nicht mehr sein wolle "als die einfache, volkstümliche Zeichnung einer großen geschichtlichen Persönlichkeit, die eigentlich viel volkstümlicher sein sollte, als sie ist". Freilich ein geistiges, aber immer hochinteressantes und fesselndes Training bleibt die Lektüre des Buches in seinen Kapiteln: Zwei Bettelmönche – Der davongelaufene Abt – Die Taufe des Aristoteles – Ein Faustschlag auf den Tisch – Das eigentliche Leben des heiligen Thomas von Aquin – Der Lehrer des gesundn Menschenverstandes – Die Philosophia perennis – Nachwort.